

Aus baltischer Geistesarbeit.

Reden und Aufsätze
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

VIII.

Georg Bertholz.

Festvortrag
bei Enthüllung des Herder-Denkmals.
Geschichte des Wortes „baltisch“.

Friedrich Bienemann.

Reval um 1500.



Riga
Verlag von Jond & Poliewsky
1909.

Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Erinnerungen an Georg Berkholz.¹⁾

Von Victor Hahn.

Es war im Spätherbst des Jahres 1838, als ich zum erstenmal nach Berlin kam. Ich fand dort eine Anzahl Landsleute, die gleich mir von den berühmten Lehrern der noch in vollem Glanze strahlenden Berliner Hochschule angelockt waren. Unter diesen Liv-, Est- und Kurländern fiel mir gleich anfangs der Jüngste von allen auf — sowohl durch sein sprechendes, interessantes Gesicht, als die klugen Reden, die er führte. Er nannte sich Georg Berkholz, und ich erfuhr, daß er wegen eines Duells die Universität Dorpat hatte verlassen müssen. Erstaunlich war schon damals, in so jungem Alter, die Tiefe und Weite seiner Bildung, so daß ich, der ich doch um vier Jahre älter

¹⁾ Die hier mitgeteilten Erinnerungen Victor Hahns an Georg Berkholz sind aus Hahns Nachlaß von Theodor Schiemann in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ (1892, Nr. 276, Beilage) veröffentlicht worden. Wir geben sie hier nach einem wenig verkürzten Abdruck des „Rigaer Tageblatts“ (1892, Nr. 227/28). Die Hauptdaten von Berkholz' äußerem Lebensgang sind in ihnen enthalten. Zur Ergänzung fügen wir hinzu, daß Berkholz am 23. November 1817 geboren ist und von 1836–37 in Dorpat Philologie studiert hat. Zur Vervollständigung des über die letzte Lebenszeit Mitgeteilten muß noch erwähnt werden, daß Berkholz von 1875–1885 Präsident der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostsee-provinzen war und 1884 Ehrendoktor der Universität Dorpat wurde. Am 7. Januar 1886 (26. Dezember 1885) ist er zu Meran gestorben. Eine eingehende Würdigung der großen Verdienste, die sich Berkholz in dieser von Hahn kürzer behandelten Zeit um die baltische Geschichtsforschung erworben hat, und der außerordentlich reichen Anregung, die von seiner Persönlichkeit ausgegangen ist, muß einer sachkundigen Feder vorbehalten bleiben. Die Herausgeber.

war, mich lebhaft von ihm angezogen, belehrt und gefördert fühlte. Ich war freilich die letzten Jahre Hauslehrer gewesen, erst in Rußland, dann auf dem Lande in Livland, abgetrennt von aller Wissenschaft, nur an alltägliche Gespräche gewöhnt, daher zurückgeblieben. Bertholz studierte, wie er selbst vorgab, Mathematik, und mag auch hin und wieder in einem mathematischen Kolleg sich eingestellt haben, im Grunde aber trieben wir beide alles Mögliche, mit Vorliebe vergleichende Sprachwissenschaft, am meisten und eifrigsten aber Hegelsche Philosophie. Was Bertholz am meisten vorschwebte und worüber er noch in späteren Jahren gegrübelt hat, war eine Architektonik der Wissenschaft insgesamt, wie des Wissens überhaupt, weshalb ihm von anderer und sich selbst oft der Vorwurf abstrakten schematischen Denkens gemacht wurde. Gestritten wurde mächtig, fast bei jeder Zusammenkunft, doch rückten wir einander immer näher. In der Neujahrsnacht 1839, die wir bei Jagor unter den Linden verbrachten, verwandelte sich das bisherige Sie in das Du. Lebhaft, jugendlich, sanguinisch, mit einem Ansatze cholertischen Temperaments, ließ er sich in Rede und Widerrede oft zu Ausfällen verführen, war aber im Grunde bescheiden und schamhaft, wurde verlegen, ja unwillig, wenn man ihn lobte. Vor der zahlreichen Adelsfamilie Wolff hatte er einen angeborenen Respekt; vielleicht bezog er von daher eine Unterstützung.¹⁾ Sehr groß kann die letztere nicht gewesen sein, denn seine geringen Bedürfnisse zu bestreiten, wurde ihm schwer. Ich erinnere mich, daß seine Freunde einmal ein Sümmchen zusammenschossen und ihm heimlich in die Hand spielten; er wunderte sich und glaubte dann, es sei wohl von einem der zartdenkenden Wolff gekommen.

Gegen den Sommer reiste ich ab, und nachdem wir uns lebhaft über die Töchter der Frau Crelinger, Bertha und Clara Stich, gestritten, welche als Künstlerin die meiste Hoffnung gebe, beschlossen wir, während meiner Reise in Korrespondenz zu bleiben. . . . Nach anderthalb Jahren, im Spätherbst 1840, traf ich, aus Rom und Paris kommend, wieder in Berlin ein, aber in einem Augenblick, wo Bertholz

¹⁾ Das ist wohl nicht ganz richtig: Bertholz war im Hause des Barons D. von Wolff in Lettin erzogen worden, wo sein Vetter, der spätere Oberpastor Dr. A. C. Bertholz Hauslehrer war. Daraus ist wohl der Respekt zurückzuführen. (Anmerkung des Hg. Tagebl.)

gerade im Begriff war, nach Dresden abzugehen. Wir sahen uns um diese Zeit weniger: mein Geist stand noch in Italien, für welches Land Bertholz natürlich nicht dasselbe Interesse haben konnte. Bald kehrte ich ins Vaterland zurück und wurde dann im Jahre 1841 nach Bernau als Oberlehrer versetzt. Bertholz war noch länger in Berlin geblieben, ich glaube ein Jahr oder zwei, er tauchte dann gleichfalls in der Umgegend Bernaus als Hauslehrer in der Familie Ürküll auf. Von da lief unser Leben merkwürdig parallel, wenigstens räumlich. Er kam ab und zu nach Bernau, ich besuchte ihn einmal in Keblas (so hieß das Gut des Herrn Bernhard von Ürküll, eines Kunstfreundes, der in Rom seinen Geschmack gebildet hatte). Der Knabe, den Bertholz zu unterrichten hatte, machte geringe Fortschritte, und überhaupt war diese niedrige Beschäftigung eines so hervorragenden Geistes nicht würdig.

Im Jahre 1846 war durch Kaupachs Abgang die Stelle eines Lektors bei der Dorpater Universität frei geworden, und Bertholz schrieb mir dringend, ich möchte mich um das Amt bewerben. Der Versuch gelang, ich ging nach Dorpat, und siehe da — die Götter hatten es so bestimmt — auch Bertholz fand sich in der Umgegend ein: diesmal auf dem Gute Kusthof, bei der Familie von Sivers. Zu dem einen Knaben waren hier mehrere Fräulein gekommen, die er zu unterrichten hatte, eine Aufgabe, der er sich, wie immer, mit ganzer Hingabe widmete. Doch konnte auch dies ihm keine Befriedigung gewähren; er versuchte, zu einem Examen zugelassen zu werden, um so zu irgendeinem festen Lebenslauf zu gelangen, aber der Kurator Crafftström gedachte des früheren Vorganges und schlug das Gesuch rund ab. Bertholz kehrte nach Riga zurück und nahm dort im Oktober 1850 eine abermalige Hauslehrerstelle an, und zwar im Innern Rußlands, im Gouvernement Kostroma, bei der Magnatenfamilie Latischtschew. Da wir durch das Schicksal, wie es schien, eng aneinander gekettet waren, wurde auch ich plötzlich von Dorpat erst nach St. Petersburg, dann ins Herz Rußlands, in die Fabrikstadt Tula, verschlagen. . . .

Später erfuhr ich, es mag 1853 gewesen sein, mein Freund sei nicht mehr in Kostroma, sondern habe sich nach Petersburg gewandt, woselbst er an der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und gleichzeitig bei der Großfürstin Helene Bibliothekar geworden. Letzteres war wahr, aber nicht ganz, sondern nur halb wahr; er hatte auf Fürsprache hoch-

gestellter Gönner und Landsleute an beiden genannten Orten nicht Anstellung, sondern Beschäftigung gefunden mit entsprechendem, doch mäßigem Honorar, auch war ihm in dem weitläufigen Palais, das von der Großfürstin und den Personen ihrer Umgebung bewohnt wurde, ein Zimmer eingeräumt worden (es gehörte eigentlich einem der Hofbeamten, der es aber nicht nutzen konnte oder wollte und es hatte leer stehen lassen). So war seine Lage, als gleich nach dem Thronwechsel im Jahre 1855 auch ich, der Schreiber dieses, nach Petersburg kommen durfte. Dies geschah im Mai des genannten Jahres. Auf Bertholz' Rat und Beispiel und unterstützt durch Empfehlungen, suchte auch ich ein Unterkommen bei der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und wurde auch wirklich von dem Direktor derselben, dem Baron (später Graf) Korff als Hilfsarbeiter gegen eine monatliche spärliche Entschädigung angestellt. So sahen wir uns denn täglich in denselben Räumen, unter denselben Umständen und Freuden und Leiden, speisten zusammen zu Mittag, verbrachten auch manchen Abend bei gemeinsamen Freunden. Unter den letzteren ragten die bedeutendsten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften hervor: Böhlingk, Schiefner, Kunik, von Middendorff usw., mit denen sich bald ein gegenseitiger geistiger Verkehr und lebhafter Austausch ergab. Bertholz und ich bildeten ein unzertrennliches Paar, wurden als solches vielfach geneckt und als Castor und Pollux oder Cain und Abel usw. bezeichnet. Die Teeabende gingen in diesem Freundeskreise von einem zum anderen, und ich darf sagen, man war unersättlich, uns beide zu haben, uns zu geben und von uns zu nehmen. Der deutsche Klub (auf dem Isaakspolze), dessen Mitglieder wir geworden waren, diente auch zum Versammlungsort für einen freilich ganz anderen Kreis mit anderem Gesprächs- und Unterhaltungstoff. Dies dauerte bis gegen Ende des folgenden Jahres, des Jahres 1856. Da kündigten wir beide dem Herrn Direktor an, daß wir die Absicht hätten, die Bibliothek zu verlassen, meinerseits, weil die spärliche Besoldung auf die Länge zum Lebensunterhalt nicht ausreichte.

Da traf es sich, daß in denselben Tagen der Kaiser dem Baron Korff den Auftrag gab, Materialien zu einer Lebensbeschreibung des hochseligen Kaisers Nikolaus zu sammeln und dazu eine eigene Kommission zu bilden. Der Baron erwiderte, er habe zwei Herren an der

Bibliothek, die sich vorzüglich zu der gedachten Arbeit eignen würden, die aber wegen unzureichender Mittel im Begriff seien, ihn im Stich zu lassen und in die Ferne zu gehen. Er schlage daher Sr. Majestät vor, diese beiden fest an der Bibliothek und im Staatsdienst anzustellen und ihnen aus den für die Kommission ausgesetzten Summen den entsprechenden Gehalt zu bewilligen. Der Kaiser war damit einverstanden, und so wurde ich durch einen Glückszufall Oberbibliothekar, mit der Anwartschaft, in die nächste Vakanz einzurücken, — Bertholz aber hörte die Botschaft nicht zu seiner Freude und war nahe daran, die ihm gebotene Gnade abzulehnen. Obgleich er in der Bibliothek ein angesehenes Mitglied war, von allen geliebt und geachtet wurde und dem Direktor täglich unentbehrlicher zu werden schien, so hätte er dieser Anstalt mit all ihrem Golde doch am liebsten ganz den Rücken gekehrt. Der Grund lag in folgendem: Er war ja zugleich Bibliothekar der Großfürstin Helene, und die Vereinigung beider Stellen überstieg seine Kräfte. Es ging ihm nichts schnell von der Hand, er war zu gründlich und gewissenhaft und kam auch bei seinen Arbeiten nicht leicht zu einem Entschluß. Wenn die Großfürstin ihm einen Bericht, ein Gutachten auftrug, so suchte er seine Arbeit so vollkommen zu machen als möglich, saß halbe Nächte darüber auf, und in den meisten Fällen war, wenn er das Schriftstück überbrachte, der frühere Auftrag so gut wie vergessen.

Bei alledem fand sich Bertholz im Palais Michael glücklich und heiter. Das Hofleben hat einen Reiz, den schon viele empfunden haben und der später ungern entbehrt wird. Mit den lebenswürdigen drei Hofräulein (Frä. Edith von Rahden aus Kurland, Frä. von Euler, die von dem berühmten Mathematiker des Namens abstammte, Frä. von Staal, (Schwester des jetzigen Gesandten in London, ein schönes und üppiges Weib), die ich auch gekannt habe, trat er in einen vertrauten Verkehr; in ihrer Gesellschaft verfloß mancher bald langweilige, bald lustige Abend.

Auch zu größeren Festlichkeiten und Versammlungen bei der Großfürstin selbst erhielt Bertholz bisweilen eine Einladung; auf einer derselben war auch der Kaiser zugegen und fragte, wer der Mann dort am Ende des Saales sei; man erwiderte, es sei der Bibliothekar Ihrer Kaiserlichen Hoheit; offenbar war Sr. Majestät die hohe Gestalt, das

reiche Haar und das ausdrucksvolle und zugleich schöne Gesicht des Unbekannten aufgefallen . . .

Damals, es wird Ende 1860 gewesen sein, kam, wie alljährlich, auch der Bürgermeister Otto Müller von Riga in Angelegenheiten der evangelischen Kirche nach Petersburg und brachte einen Plan mit, die Rigasche Stadtbibliothek aus ihrem Verfall zu heben und ihr einen eigenen Bibliothekar mit festem und erhöhtem Gehalt zu geben. Zu dem letzteren hatte er Berkholz ausersehen — wo hätte er auch einen besseren finden können? Berkholz behagte der Vorschlag anfangs nicht, er wies ihn aber nicht durchaus ab; er spielte sozusagen mit dem Gedanken. Als aber die Zeit, wo ein Entschluß gefaßt werden sollte, heranrückte — da kam es wie eine Angst über ihn. Zwar die Kaiserliche Bibliothek aufzugeben, war ihm nicht schwer, desto schwerer das Palais. Er fragte die Hoffräulein, seine Freundinnen, die ihm alle zugetan waren, besonders Fräulein von Rahden, deren Wohlwollen, wie mir schien, zuzeiten bis zur Schwärmerei ging: sie rieten einmütig, den Antrag anzunehmen. Er fragte die Freunde, auch diese, so ungern sie ihn verloren, äußerten sich in demselben Sinne. Sie alle hofften, die Einsamkeit und Stille werde ihn beruhigen, ihm Zeit und Stimmung lassen, seine Kenntnisse und bedeutenden Gaben zu verwerten, seine wissenschaftlichen und literarischen Entwürfe auszuführen. Er machte allmählich Anstalten zur Trennung. Auf eigene Kosten nahm er einen Gehilfen an, der in den letzten Wochen unter seiner Aufsicht die großfürstliche Bibliothek in vollkommene Ordnung bringen sollte. Er setzte das Abschiedsgesuch an die Großfürstin auf. Sie schrieb das halb scherzende Wort darauf: Ja, ja, Scheiden und Meiden tut weh!

Und so war es geschehen. Er lag noch kurz vor der Abreise einige Tage krank und fieberhaft im Bett, dann raffte er sich auf. Wetterlein, der sein Gehilfe und Nachfolger an der Bibliothek war, und ich begleiteten ihn zum Bahnhof; wir schonten nach Möglichkeit den Armen, der ein Bild des Jammers war, und hofften, die Zeit werde Heilung bringen.

So war er denn jetzt in Riga, aus dem erträumten Paradiese verbannt. Seine Briefe lehren, wie es in den ersten Jahren noch immer

in seinem Innern aussah; er litt auch körperlich. Wenn ich versuchte, diese und jene Lichtseite seiner neuen Lage anzudeuten, bekam ich in seinen Antworten bittere Worte zu hören, die ich von einem anderen ernstlich hätte übelnehmen müssen. Auch in Riga wurde ihm mehr aufgebürdet, als er tragen konnte, so neben der Bibliothek die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“. Sein Testament Peters des Großen — eine kleine, scharf und klar, gleich einem Kupferstich *avant la lettre*, geschriebene meisterhafte Broschüre war doch nach einiger Zeit verschollen. Fr. v. Rahden übersezte sie dann ins Französische, Schédo-Ferroti in Brüssel machte dies Französisch noch französischer, und die letzte Druckkorrektur besorgte Berkholz selbst. Der Inhalt war pikant genug, aber er widersprach dem Interesse des Liberalismus, besonders dem Interesse Napoleons III. und der Polen. Das Märchen, dem der Verfasser entgegentrat, war denen, die es als politischen Hebel brauchten und immer wieder verbreitet hatten, zu lieb und willkommen, als daß sie nicht gesorgt hätten, die Widerlegung durch Schweigen aus der Welt zu schaffen. So machte die Schrift auch in französischer Gestalt kein Aufsehen, und das erlogene Testament Peters des Großen mußte noch nachher oft genug als Berufungsinstanz und Beweismittel dienen. Berkholz hatte seine Schrift auch dem Baron Korff zugesandt, ohne eine Bitte daran zu knüpfen; dieser aber gutherzig, obgleich gar nicht sentimental, dabei am Protegieren Freude findend, legte sie dem Kaiser vor und erwirkte ein kaiserliches Gegengeschenk von ungefähr 900 Rubeln an den Autor. Durch diese Gnade fühlte sich Berkholz in seinen eigenen Augen gehoben, sie ermutigte ihn und verscheuchte manche Sorge für die Zukunft. Schon im Jahre 1862 versuchte er, durch eine Sommerreise ins Ausland neue Stärkung zu gewinnen. Über diese Reise liegt in einem Briefe ein kurzer Bericht vor. Karlsbad hatte ihm wohlgetan, in der Schweiz waren die alten Übel wiedergekehrt; er hatte seinen Freund H. B. Oppenheim in Berlin wiedergesehen, den Philosophen Feuerbach bei Nürnberg, den Ästhetiker Wischer in Zürich kennen gelernt, im allgemeinen hatte diese Reise auf seine Gesundheit, seinen Lebensmut nicht gewirkt. In den letzten Monaten des Jahres 1863 und auch 1864 geriet unser Briefwechsel in lebhafteren Gang. Ich habe einiges für die „Baltische Monatschrift“ eingeschickt, ja mich zu Petersburger Korrespondenzen bereben lassen, die etwas frischeren Wind

in die Segel des träge sich bewegenden Fahrzeuges bringen sollten, aber dem Zensor Otto Müller und dem Redakteur Bertholz viel Kopfschmerz machten. Letzterer war über meine Beiträge hoch erfreut, es kam von ihm Brief auf Brief, auch behandelte er mich jetzt freundlicher. Die Sehnachtsklänge nach der entschwindenen Petersburger Herrlichkeit verhalten allmählich, auch der Briefwechsel erlaubte sich größere Pausen, baltische Geschichte und gelehrte Forschungen gewannen Raum; da mir die Kaiserliche Bibliothek zu Gebote stand, konnte ich ihm aus dieser die gewünschten Auskünfte geben und kleine Dienste erweisen. Ehrenerweisungen von mancherlei Art mußten ihm wohlthun; die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, an der er ergebene Freunde besaß, behandelte ihn achtungsvoll; die Kaiserliche Bibliothek bot ihm eine durch Tod vakant gewordene Stelle an; es hing im Jahre 1865 nur von ihm ab, als Bibliothekar der Universität nach Kiew zu gehen; er wurde 1867 Ehrenkorrespondent der Kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg; er wurde in Riga dazu ausersehen, das Denkmal Herders durch eine Rede einzuweihen, ebenso auf den alten Rapiersky eine Gedächtnisrede zu halten und dem Bürgermeister Otto Müller einen Nachruf zu widmen usw., doch kamen hin und wieder Rückfälle des Unmuts und Mißmuts — wie noch ein Brief vom Januar 1867 beweist. In demselben Jahr 1867 aber machte er zu Ostern einen Ausflug nach Dorpat, dessen Zweck mir damals verborgen blieb. In Dorpat empfingen ihn Huldigungen von allen Seiten: er mußte schmausen und Reden halten, fand seinen Namen geehrt und bekannt. . .

Und damit endigt diese flüchtige Lebensbeschreibung und Charakteristik. Andere werden über die letzten langen Jahre in Riga, über seine dortige sehr angesehene Stellung, über die Zeit, wo das Bibliothekszimmer hinter der Domkirche die Drakelstätte für Zweifler und Ratfuchende bildete, mehr wissen und sagen können als ich. Seit dem Jahre 1873, wo ich nach Berlin zog, habe ich keinen Brief mehr erhalten, wenn ich den letzten aus drei Zeilen bestehenden, wenige Wochen vor seinem Tode geschriebenen (aus dem Hotel Lauter in der Schadowstraße) ausnehme.

Überschaue ich noch einmal sein ganzes Leben, so weit es mir offen liegt, so muß ich sagen: er hat viel geleistet und gewirkt, und dies Leben ist nicht vergeblich gewesen — aber in Rücksicht auf sein

Wissen, seine tiefe und umfassende Bildung auch wieder zu wenig. Es lag dies am Mangel an Leichtsinn, an Leichtigkeit, an Selbstvertrauen. Ich habe das Talent, schrieb er mir einmal, nie Zeit zu haben und niemals fertig zu werden. Seine Briefe sind alle Muster ihrer Gattung und hätten können, wenn das sonst angegangen wäre, gleich gedruckt werden. Schon in der reinlichen, deutlichen Handschrift spiegelt sich der Stil derselben. Aber darum machten sie ihm Mühe und Arbeit, und er schob sie gern auf; wie oft hat mir Fr. v. Rahden geklagt: er antwortet nicht!

Auch die literarischen Arbeiten, die gelehrten und literarischen Entwürfe, kamen ihm schwer zustande: er wollte sie so goldrein machen, als sie ihm vorschwebten, und darum mußte so vieles liegen bleiben. Wie ärgerte es mich, als ich erfuhr, er habe alle seine mythologischen Sammlungen, Keime zu dem erwarteten größeren Werk, dem kleinen Mannhardt in Danzig abgegeben! Wenn ich mich recht erinnere, habe ich ihm mündlich oder schriftlich bittere Vorwürfe darüber gemacht. Dafür, wenn er etwas zu Ende brachte, so bereitete es gewiß eine wahre Freude neben reinem Genuß jedem, der feinsinnig genug war, solche Geisteswerke zu schätzen. Von seinen späteren Rigaer Arbeiten ist mir gar nicht einmal alles zu Gesicht gekommen. Denn er war zu zart und bescheiden, um, wie andere tun, jede, auch die kleinste Leistung vor aller Welt auszustellen und möglichst weit auszustreuen; er hielt die seinigen immer für zu geringfügig.

Ich habe Bertholz in Berlin zwar mehrmals wiedergesehen, aber konnte ihm nicht näher kommen, weil er immer zu eilig war. Er hatte überhaupt, ich weiß nicht warum, eine Abneigung gegen Berlin: zuweilen sagte er ausweichend, es sei ihm zu groß geworden. Umgekehrt fühlte er für Petersburg, das doch nicht viel kleiner war, eine Vorliebe, und das dortige Leben, die Luft, die Sitten sprachen ihn an. Es gehört das zu dem Irrationalen der Individualität, das ja allen anhaftet.

Auch mit dem Gedanken der Auswanderung nach Deutschland, worin ich ihm das Beispiel gegeben hatte, trug er sich längere Zeit und war nur zweifelhaft, welchen Ort er zum Aufenthalt wählen sollte, doch ließ sich voraussehen, daß der Plan nicht zur Ausführung kommen werde. Zuletzt wanderte er wirklich hinaus, mitten ins Alpengebirge, um dort den letzten Atemzug zu tun.

aber auch immer wieder in sich zurücknehmende Bestimmung des Menschengeschlechtes.

Durch alle seine ausgebreitete Schriftstellertätigkeit — theologischen, philosophischen, historischen Inhalts — sowie durch alle seine Dichtungsversuche geht dieses eine große Thema durch. Sei es, daß er das neu erwachende Verständnis Homers und der übrigen Griechen weiter fördert, oder mit bis dahin ungewöhnlicher Geistesfreiheit den menschlich wahren Sinn der alttestamentlichen Schriften zu enthüllen unternimmt; sei es, daß er den verschütteten Schatz der Naturdichtung aller Völker öffnet, oder Ossian, Shakespeare, die Poesie des romanischen Südens uns näher bringt — immer ist es dieselbe große Aufgabe, den echten und durchgehenden Charakter der Menschheit in seiner Mannigfaltigkeit und Einfachheit zugleich, zu erfassen, die geglaubte Transzendenz und gestempelte Klassizität gewisser Erscheinungsformen des Menschengesistes in sein tieferes Wesen aufzulösen und das von der erdrückenden Übermacht dieser Formen befreite Herz lebendiger schlagen zu machen.

Bei dieser Arbeit ist er Hand in Hand gegangen mit allen den anderen Koryphäen jener goldenen Literaturperiode der Deutschen, die nun so weit schon hinter uns zu liegen scheint, und auf welche ein weniger im Mittelpunkt des idealen Menschheitsinteresses stehendes, mehr in Extreme auseinander gegangenes und an realistische Sonderzwecke hingeebenes Zeitalter gefolgt ist. Mit seinen Gaben auf der Grenze zwischen Poesie und Wissenschaft sich bewegend, scheint Herder weder in der einen, noch der anderen das Höchste und kaum etwas für alle Zeiten Bleibendes geleistet zu haben, ist aber dafür ein desto ergreifenderer Redner zum Volke, ein desto gewaltigerer Wecker und Bahnbrecher gewesen. Er lebt fort, wenn auch nur mit wenigen seiner Schriften, aber mit der Fülle der von ihm ausgegangenen Anregungen, und gewiß kommt noch die Zeit, da man wieder mehr als in unseren Tagen auf den hohen Sinn jener entschwundenen Literaturepoche, und damit auch auf Herders Geisteswerke, sich zu besinnen geführt sein wird.

Welches aber ist der Teil, den wir, die Bürger Riga's, an ihm haben?

Er war kein Sohn dieser Stadt, dieses Landes. Nur vier und ein halbes Jahr hat er in Riga verlebt, und dennoch haben wir

Festvortrag

des Herrn Rigaschen Stadtbibliothekars Georg Bertholz,

gehalten am 25. August 1864,

bei Enthüllung des Herder-Denkmal's.¹⁾

Wenn wir in unserer, von jeher mit den materiellen Bedingungen des Daseins mühsam ringenden und für den Luxus des Geistes in Kunst und Wissenschaft nur wenig erübrigenden Handelsstadt dennoch ein öffentliches Symbol höheren intellektuellen Interesses hinstellen möchten, — an welchen anderen Namen als den Herders könnten wir diesen Kultus des Genius anknüpfen? Ist es doch unzweifelhaft, daß von allen, die hier geboren wurden oder gelebt und gewirkt haben, kein anderer so hoch, wie er, über die bloß lokale Bedeutung hinausragte — er, dessen Stern auch in der unmittelbaren Nähe Goethes und Schillers seinen Glanz nicht verlor. Es kann in diesem Augenblicke nicht die Aufgabe sein ausführlich darzulegen, durch welche Lehren und Dichtungen Herder in den Gang der deutschen Literatur und demnächst der menschheitlichen Kultur überhaupt eingegriffen hat; erinnern wir uns nur zu seiner allgemeinsten Charakteristik, daß er das Wort Humanität auf seine Fahne geschrieben — Humanität als die alle ständische, nationale und kirchliche Besonderung aus sich erzeugende,

¹⁾ Mit freundlicher Bewilligung der Verlags-handlung entnommen dem Büchlein: Herder in Riga. Urkunden, herausgegeben von Jegor v. Sivers. Riga 1868. N. Kymmels Buchhandlung.

gerechten und von ihm selbst immer anerkannten Anspruch darauf, ihn als einen der Unstigen zu zählen. Er ist in gewissem Sinne der Beitrag, welchen Riga zu dem großen Aufschwung der deutschen Literatur geliefert hat.

Vor einem Jahrhundert (nur ein paar Monate fehlen noch an dieser runden Zahl) betrat er zuerst diesen Boden, von dem Räte unserer Stadt als Lehrer an die Domschule berufen. Er kam aus Königsberg in Preußen, von woher in jenen Zeiten uns noch so mancher Lehrer und Prediger gekommen ist; hatten wir doch damals noch keine eigene Landesuniversität. Geboren in einer kleinen Stadt Ostpreußens, deren Name nur durch ihn Berühmtheit hat, als der Sohn eines armen Tuchmachers und Kürfters, hatte Herder eine entbehrungsvolle Jugend durchlebt und manche, seinem reizbaren Temperament tief empfindliche Behandlung erlitten. Ein schmerzhaft verschlossenes Wesen war über ihn gekommen. — Darauf in Königsberg studierend, hatte er in fieberhafter Anstrengung gearbeitet, einerseits seinen brennenden Wissensdurst zu befriedigen, andererseits durch Unterricht die nötigen Subsistenzmittel sich zu erwerben. Wie anders wurde es mit ihm in Riga, von dem ersten Augenblicke seines Hierseins an!

Dem gut empfohlenen, ebenso umfassend gebildeten, als geistvollen Jüngling öffneten sich alsbald die Häuser unserer Patrizien und die Herzen aller geistig Angeregten. Welchen Eindruck machte es auf ihn, sich plötzlich so gehoben zu sehen! Besonders im ersten Sommer seines Hierseins schwelgte er im Genuße dessen, was — wenn auch nicht Glanz und Pracht — so doch für ihn eine ungewohnte Lebensfülle war, im geselligen Umgang „an den verschiedenen Lustörtern in Riga“, wie er selbst in einem Briefe es nennt, d. h. auf den Sommerfizen — Höfchen — seiner schnell gewonnenen Freunde und Gönner. Unter den letzteren sind vor allem zwei Männer zu nennen, deren Andenken jedem Bürger Rigas heilig sein soll: Johann Christoph Schwarz, später Bürgermeister, damals Ratsherr und Scholarcha, — und Johann Christoph Berens, später Oberwetherr, damals Waisengerichtsfekretär, Verfasser der „Bonhommen bei Eröffnung der Rigaschen Stadtbibliothek“, eines Buches, das er kurz vor seinem Tode schrieb, um es seinen Mitbürgern als seine Stadtmoral zu hinterlassen, und das auch jetzt noch von den Bürgern Rigas gelesen zu werden

verdient. Beiden unvergleichlichen Patrioten hat Herder in einem seiner spätesten Werke, den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ ein wehmuthsvolles Denkmal der Erinnerung gesetzt. Schwarz war 22 Jahre, Berens 14 Jahre älter als Herder. Unter den durch Altersgleichheit ihm näher stehenden Freunden nennen wir nur einen, der es wohl um uns verdient hätte, wenn auch seine Büste hier zur Seite des Freundes aufgestellt würde: Friedrich Hartknoch, der erste Buchhändler Rigas, der erste sowohl der Zeit als auch der Würde nach, der Verleger Herderscher, Kantischer und noch so mancher epochemachenden Werke.

Noch mehr erweiterte sich der Kreis der Anerkennung, den Herder fand, als ihm später — bei Gelegenheit einer Berufung nach Petersburg, die er ablehnte — auch ein Predigeramt übertragen wurde. So lernte er sich fühlen und es verschwand der frühere Druck aus seinem Gemüte. Frei und hoch sich aufzurichten, dazu hatte ihm Riga verholfen.

Und noch eine besondere Seite des Rigaschen Lebens wurde von Wichtigkeit für ihn. „In Riga“ — heißt es in der von seiner überlebenden Witwe geschriebenen Biographie — „in Riga fand er noch schöne Reste vom Geiste der alten Hansestädte, einen zwar vielfach durchkreuzten und oft gehemmtten, aber doch noch regen Gemeingeist. Hier wurden seine eigentümlichsten Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt. Unauslöschlich blieb ihm der Eindruck dieses Gemeingeistes, von dem er sehr gern sprach und den er in jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Institut, jeder Schule hätte aufwecken mögen. Seine Lebensansicht erweiterte sich; er gewann höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler, weiser Wirksamkeit dafür.“ So Herders Gattin und ein gleiches Zeugnis haben wir auch von einem unserer Landsleute, der schon in Königsberg Herders Studiengenosse gewesen, dem im Jahre 1812 verstorbenen Bürgermeister Jakob Friedrich Wilpert. „Riga“ — so sagt er unter anderem — „war der Ort, wo Herder das Leben zuerst im weiten sah. Hier war es, wo in der Brust des jungen Mannes die Begriffe von bürgerlichem Gewerbe, Ständen, Ehre und Beitrag zum Verdienst sich entwickelten, die wir hernach aus den Jahren des gereiften Mannes im vierten Teil seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit gelesen haben.

Es war damals eine gute Zeit in Riga. Die während des großen,

nordischen Kriegen erlittenen Drangsale — Belagerung, Pest, Nahrungslosigkeit — lebten noch in der Erinnerung der Menschen, aber schon war man dabei, ihre letzten Spuren auszugleichen, und man fühlte sich behaglich in der Sicherheit, daß die früher so oft wiederkehrende Kriegsgefahr kaum mehr drohen könne, seitdem Küste und Hinterland unter einem Szepter vereinigt waren. Der Handel blühte wieder auf, wie in den Tagen des alten Hansabundes, und im Vergleich zu anderen Hafenplätzen der Ostsee hat Riga damals wohl einen bedeutenderen Rang eingenommen, als heutzutage. Im Sommer 1764 hatte die Kaiserin Riga besucht — sie, die eben erst den Thron bestiegen, aber schon die Größe ihrer künftigen Herrschertaten ahnen ließ. Seit Peter dem Großen hatte kein Kaiser die Stadt betreten; Katharinas Besuch war gewissermaßen die Vollendung der Eroberung vermittelt des Enthusiasmus, den sie hier entzündete. Die Wirkung davon dauerte noch in unmittelbarer Frische fort, als Herder gegen Ende desselben Jahres nach Riga kam, und mehr als einmal während seines hiesigen Aufenthaltes hat er in Reden oder Gedichten dieser auch auf ihn übergehenden Stimmung Ausdruck gegeben.

Der Nahrungsorgen ledig und im Genuß einer ausreichenden Ruhe, konnte Herder nun auch den Grund zu seiner literarischen Berühmtheit legen. Zwei seiner bedeutenderen Werke sind hier geschrieben und während seines Hierseins im Hartknoch'schen Verlage erschienen. Anonym zwar — aber so großes Aufsehen erregten sie in Deutschland, daß sein Name nicht lange verborgen bleiben konnte. Die namhaftesten deutschen Schriftsteller setzten sich sofort in brieflichen Verkehr mit dem jungen Gelehrten in Riga, holten sein literarisches Urteil ein oder suchten seine Mitarbeiterschaft für die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften. So wurden diese Bücher der bestimmende Ausgangspunkt für Herders weitere Lebensbahn. Vom fernen Dünauufer aus gab er der Bewegung, welche seit kurzem die deutsche Literatur ergriffen hatte, einen neuen Anstoß. Bald sollte er in den Mittelpunkt dieser Bewegung gezogen werden. Immer aber bleiben die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ und die „Kritischen Wälder“, ein Ruhm nicht nur Herders, sondern auch Rigas.

Herders schnell errungener Ruf und die in so jungen Lebensjahren erprobte Kraft waren es im Grunde, die ihn nicht länger in Riga

weilen ließen. Plötzlich und ohne zureichenden äußeren Grund kam es über ihn, daß er auf eine Weile die Bürde der Alltagspflichten abwerfen und ein neues Leben anfangen müsse. Mit Ungeflüm nahm er seine Entlassung und ging zu Schiff in die weite Welt, ohne anfangs selbst recht zu wissen, wo er landen solle. Die Geldmittel zur Reise schoß ihm Hartknoch vor, und auch die Handlungsfirmer Berens und Zuckerbecker hatten ihm ihren Kredit im Auslande zu Diensten gestellt.

„Geliebt von Stadt und Gemeinde“ — so schreibt er später selbst von diesem Abzuge — „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Tränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!“

So ging er. — Zwar hatte er es nicht geschworen, daß Riga ihn nicht wiedersehen sollte. Im Gegenteil! Die Absicht des Gouverneurs Freiherrn v. Campehausen, Herder das Rektorat des Lyzeums (des jetzigen Gymnasiums) nebst Predigerstelle bei der Jakobikirche zuzuwenden, mit der fernerer Aussicht auf die Generalsuperintendentur, — das war das Zukunftsbild, mit dem er sich damals ernstlich beschäftigte. Auf der langen Schiffsreise von Riga bis Frankreich entwarf er den umfassenden Plan zu dem „Ideal einer Schule“, welches er in dem Rigaschen Lyzeum zu verwirklichen gedachte. Zugleich schrieb er einige Grundzüge zu einer Reform der Rigaschen Stadtverfassung und phantasierte für sich die Rolle eines Zwingli oder Calvin, d. h. eines durch Wort und Überredung wirkenden Organisations, eines geistigen Oberhauptes der Kommune. Er wollte Riga, wie er es ausdrückt, „zu einer glücklichen Stadt machen“. Das war damals sein Ehrgeiz. Dazu eben wollte er reisen, Welt- und Menschenkenntnis einsammeln, der französischen Sprache besser sich bemeistern, die ästhetisch-kritische Schriftstellerei abtun und in die Wege des handelnden Staatsmannes eintreten.

Es war eine Illusion! aber sie zeigt, wie sehr Riga Herders
Georg Berkholz. — Friedrich Dienemann. 2

Heimat geworden war. Noch als er seine nächste Anstellung — als Lehrer und Reisebegleiter eines jungen Prinzen Oldenburg-Gutin übernahm, ließ er in seine betreffende Abmachung die Klausel aufnehmen, daß einem nach 3 Jahren an ihn erfolgenden Rufe aus Riga nichts im Wege stehen solle.

Es war eine Illusion! Auf anderem Wege sollte er hinziehen bis zu der Höhe des Ruhmes, auf welcher er danach in Weimar gestanden hat.

Aber noch ein paar Jahrzehnte später preist er in der Vorrede eines seiner Werke die in Riga verlebte Zeit als diejenige, „wo die Auen der Wissenschaft noch im vollen Morgenschmuck vor ihm lagen“ — und wie seine Witwe bezeugt hat, gedachte er dieser Lebensperiode, „seines eigentlich goldenen Zeitalters“, nie anders, als „mit Liebe, Wehmut und Sehnsucht“.

Also: — wenn auch kein eingeborenes Kind dieser Stadt, ist Herder doch Rigas Adoptivsohn im herzlichsten Sinne des Wortes gewesen. Hier hat der in ihm gewachsene Genius sich entpuppt, von hier aus hat er die ersten kühnen Flüge unternommen; von hier aus wurde ihm auch die materielle Unterstützung auf den ferneren Lebensweg mitgegeben. Wir dürfen uns rühmen, einem solchen Manne soviel gegeben zu sein. In seinem Andenken ehren wir das unserer Voreltern.

Aber — so wäre nun zu fragen — setzen wir dieses Denkmal nur unseren Verdiensten um Herder oder auch denen, die er um uns gehabt hat?

Für eine tiefeingreifende Wirksamkeit war sein Aufenthalt zu kurz, seine amtliche Stellung zu untergeordnet. Er brach eben ab, weil diese Stellung ihm ungenügend geworden war, und er erst als ein innerlich und äußerlich Mächtiger wiederzukommen gedachte. Indessen auch so noch wird es bei einem Herder lohnend sein, den Spuren seiner hiesigen Tätigkeit nachzugehen. Er war also Kollaborator — Mitarbeiter, Hilfslehrer — an unserer aus der Reformationszeit stammenden Domschule, der 1804 zu einer Kreisichule herabgesetzten und neuerdings wieder zum Stadtgymnasium erhobenen. — Das Amt des Kollaborators war eine neue Einrichtung, durch welche die „Väter der Schule“ die Stelle des früher dagewesenen Kalligraphen ersetzt hatten. Seine Aufgabe sollte sein, die großen Lücken im Plan dieser

altväterlichen Schule einigermaßen auszufüllen und die lateinische Gelehrsamkeit mehr „mit dem Angenehmen, mit dem Brauchbaren, mit der Welt“ zu versöhnen. So erzählt davon Herder selbst. Er hatte also zu unterrichten: 1. in der Naturgeschichte und der Mathematik, 2. in der speziellen Geschichte der Länder, während bis dahin nur ein Skelett der Universalhistorie gelehrt worden war, 3. im Französischen und im Stil — „alle Wissenschaften, sagt Herder, die man nicht bloß der Schule, sondern der Welt lernen muß“ — und die Definition seiner Stellung an der Domschule abschließend, fügt er noch hinzu: „Ein Mitarbeiter kann, nach dem Meisten gerechnet, ein Lehrer des Schönen und Weltmäßigen heißen“.

Wie merkwürdig, daß Herder gerade ein Lehrer für die Realien gewesen! Als ob eine prophetische Vorbedeutung darin liege, damit am heutigen Tage das aus der alten Domschule hervorgegangene „städtische Realgymnasium“ desto lieber und voller in diese unsere Herderfeier einstimmen kann. — Es mag dabei freilich erinnert werden, daß Herder in seinem späteren Leben als energischer Gegner der kahlen Nützlichkeit im Schulunterricht aufgetreten ist und daß unser Realgymnasium gerade im Geiste Herders handelt, wenn es Bildung zur Humanität auch zu seinem Endzweck sich gesetzt hat.

Von Herders hiesigen Schulreden sind uns zwei übrig geblieben, darunter diejenige, welche er bei seiner Einführung in die Domschule gehalten hat. Sie behandelt die Frage: „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse“. Schon dieses Thema zeigt den neuen Geist an, der — im Gegensatz zu der pedantischen Schulgelehrsamkeit früherer Zeiten — aus der sich verjüngenden deutschen Literatur auch in den Unterricht der Jugend einzudringen begann. Und man lese die Rede selbst, diese Rede von der Grazie, selbst der heitersten Grazie voll! Gewiß war in den Räumen unserer an den mönchischen Kreuzgang aus dem 13. Jahrhundert angelehnten Domschule so noch nie geredet worden. Ich denke mir den bezaubernden Eindruck, welchen dieser Vortrag auf die anwesenden Väter und Bürger der Stadt gemacht haben muß und wie von diesem Augenblicke an Herders Triumph in den Herzen der Zuhörenden entschieden gewesen sein mag.

Von seinen hier gehaltenen Predigten ist nur eine gedruckt und in die Sammlung seiner Werke aufgenommen: die am 17. Mai 1769

in der Gertrudkirche gehaltene Abschiedspredigt. Er gibt hier Rechenschaft von dem Sinne, in welchem er überhaupt in Riga gelehrt und gepredigt habe. „Menschlichkeit,“ sagt er, „Menschlichkeit in ihrem ganzen Umfange sei jederzeit das Thema seiner Predigten, seines Unterrichtens, seiner Ermahnungen gewesen; ein würdiger Lehrer der Menschheit habe er sein wollen, und wenn er eine Philosophie gepredigt habe“ (wahrscheinlich also wurde ihm das zum Vorwurf gemacht) — „so sei es eine Philosophie der Menschheit gewesen.“ — „Ich redete“, heißt es abschließend, „ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen.“

Jene Antrittsrede und diese Abschiedspredigt — sie sind gleichsam Grenzsteine seiner hiesigen Wirksamkeit. Zwar noch von seiner Reise — von Frankreich aus — schickte er Vorschläge zur Verbesserung der Domschule. Hartnoch aber schrieb ihm, er möge nichts Vergebliches tun, in der Domschule gehe es wieder „schrägenmäßig“ her; eher noch dürfe er bei der Krone — d. h. wohl, wenn er selbst das Rektorat des Lyzeums übernehme — auf günstigen Boden für seine Reformen hoffen. Daß indessen die von Herder ausgegangene Anregung keine unnachhaltige gewesen, wird uns durch Männer wie Wilpert und Liborius Bergmann — letzterer einer der hiesigen Schüler Herders — bezeugt.

Doch was suchen wir nach den dürftigen Spuren der hiesigen Katheder- und Kanzeltätigkeit des damals noch so jugendlichen, zwar frühreifen, aber noch lange nicht in der Fülle des ihm eigentümlichen Denkens und Schaffens stehenden Herder! Ist uns doch seitdem ein viel mächtigerer Strom seiner Wirkung zugeflossen, teils direkt aus seinen vielgelesenen Schriften, teils vermittelt durch deren Reflexe in der gesamten deutschen Literatur.

Wie gut, daß er ging! — so möchte ich ausrufen — und wäre es auch nur wegen des Zusammentreffens mit Goethe in Straßburg. Da sind sie, im Winter 1770 auf 71, diese beiden werdenden Helden! Goethe erst 21-jährig und nach Herders Urteil „leicht und spazehaft“, Herder fünf Jahre älter und schon energisch auf das Wesentliche in allen Dingen gerichtet. Da verleben sie ein halbes Jahr zusammen in dem fruchtbarsten Geistesverkehr; aber Herder als der Gebende, Goethe als der Empfangende. Ein wichtiges Blatt aus der deutschen Literaturgeschichte;

— eines, um dessentwillen allein es gelohnt hätte, daß Herder, den Dünastrand von den Füßen schüttelnd, fortzog bis über den Rhein, von Riga in Rußland zu jener deutschen Stadt auf französischem Boden.

Ja! die mächtigste Wirkung, welche wir Herder danken, ist nicht die lokal begrenzte, nicht die als spezifisches Livonicum aufzeigbare, sondern diejenige, welche wir mit der ganzen Kulturwelt teilen. Was an weltumfassender Erkenntnis, an Freiheit des Denkens, an echtem Sinn für Kunst und Poesie in der gegenwärtigen Menschheit ist, das bildet einen gemeinsamen Schatz, in welchem manches gute Stück Herdersches Gepräge trägt. Je mehr wir davon unter uns in lebendigem Kurs und Gebrauch zu erhalten vermögen, eine desto größere Ehre werden wir auch unserem Herder gegeben haben.

Jene schon erwähnte Antrittsrede in der Domschule schloß Herder mit folgenden Worten:

„Es blühe unsere Schule, Kinder und Eltern! Es blühe Riga, die Stadt, wo man mit Fleiß und Nutzbarkeit die Feinheit, mit Freundschaft und Bequemlichkeit den Wohlstand, mit Freiheit Gehorsam, mit dem rechten Glauben das Denken, mit den Welttugenden die Grazie verbindet! Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist! Es blühe sein Flor, der Handel, seine Bürger, seine Väter, seine Monarchin!“ —

Meine Mitbürger! Von diesen vor hundert Jahren gesprochenen Worten des Jünglings Herder werden wir billig abzuziehen haben, was daran oratorische Lobzutat gewesen sein mag. Jedenfalls würde es uns, den Jetztlebenden, schlecht stehen, nicht in tiefer Bescheidenheit dessen uns bewußt zu sein, was uns an dem Verdienen eines ähnlichen, wenn auch nach jetziger Terminologie etwas anders auszudrückenden Lobes mangelt. Aber ringen wir danach und hoffen wir, daß einst unter uns wirklich werden könne, was Herder mit dem Ausdrucke: „beinahe Genf“, bezeichnen wollte, d. h. eine blühende Stätte der Bildung und Humanität, des Patriotismus und des Weltgemeinns zugleich!

Geschichte des Wortes „baltisch“.¹⁾

Von Georg Berkholz.

Wie einst Chamisso's Schlemihl seinen Schatten verlor, so hat das Territorium, dem wir angehören, das besondere Unglück gehabt, seinen Namen zu verlieren. Als einst bei seiner Zerreißung unter verschiedene Herrschaften der ehemalige Gesamtname „Livland“ zu dem nur eines Teiles herabgesunken, gab es eben keinen das Ganze umfassenden mehr. Nach weiteren schweren Schicksalswechsellern sich endlich wieder als russische „Gouvernements“ unter einem Zeppter zusammenfindend, mußten die noch immer wesensgleichen und nun wieder in nähere Beziehung zueinander tretenden Teile bald auch das Bedürfnis nach einer neuen Gesamtbezeichnung für das aus ihnen bestehende Ganze empfinden. Welche verschiedenen Wege man zur Befriedigung dieses Bedürfnisses eingeschlagen hat, das soll hier in Kürze dargelegt werden.

Das nächstliegende, wenn auch gewiß nicht bequemste Aus Hilfsmittel war die einfache Aneinanderreihung der drei Teilnamen. „Liv-,

¹⁾ Die vorliegende Abhandlung ist mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers der Baltischen Monatschrift dieser entnommen (29. Bd., 1882). Die feinsinnige Behandlung der Geschichte des Namens, mit dem zu nennen wir uns ganz gewöhnt haben, wird fraglos auf neue einem regen Interesse begegnen, ob auch die Kontroverse über den Ursprung des Wortes „baltisch“ damit gewiß nicht abgeschlossen ist. So sei denn der, der den hier berührten Fragen näher nachgehen will, auch auf die von Berkholz abweichende Ansicht verwiesen, die Dr. Carl Erich Gleye im Rigaschen Almanach 1902 veröffentlicht hat unter dem Titel: Zur Geschichte des Namens „Baltisch“.

Die Herausgeber.

Est- und Kurland“ — so lautete die der Zeitfolge der Okkupation jeder dieser Provinzen durch Rußland entsprechende Formel, wie sie zuerst in dem hohen Stil der Gesetze und amtlichen Erlasse, danach auch in der Sprache unserer provinziellen Literatur überhaupt gebräuchlich wurde. Indem man sich nie und nirgend eine Umstellung der Glieder dieses Quasikompositums erlaubte, erhielt dasselbe in dem „liv-, est- und kurländischen“ Sprachbewußtsein allmählich fast den Wert eines in sich abgeschlossenen, einheitlichen Namens. Nur schade, daß dieser Name durch seine Länge und Schwerfälligkeit, insbesondere auch durch das ihm einverleibte „und“ so unleidlich blieb!

Wohl um des letzterwähnten Umstandes willen kam man auf den Gedanken, unsere drei Provinzen unter dem Namen der „Ostsee-provinzen“ zusammenzufassen, bald mit dem Zusatz „Rußlands“, bald auch, wo es ohne Mißverständnis anging, ohne denselben. Vielleicht ist Sonntag der Erfinder davon gewesen, wenigstens gab er seit 1823 sein „Ostseeprovinzenblatt“ heraus, und ich kenne kein früheres Beispiel dieser Terminologie. Bald genug wurde sie die gewöhnliche unter den „Ostseeprovinzialen“ und fand sogar auch Eingang in das Russische in der ganz crude übertragenen Form »остзеенскіѣ«. Die vom Kaiser Nikolaus gewährte Kodifikation der Rechte unserer Provinzen (1845) führt bekanntlich den Titel „Provinzialrecht der Ostseegouvernements“, russisch: Сводъ мѣстныхъ узаконеній губерній остзеенскихъ.

Keine höhere Sanktion dieser Bezeichnungsweise, so scheint es, konnte es geben, und doch hat ihr seit etwa 25 Jahren eine andere den Rang abgelassen. Es ist die der „baltischen Provinzen“. Fragt man, durch wen dieselbe aufgefunden sei, so lassen sich darüber die folgenden literar-historischen Nachweise geben.

Im Jahre 1841 erschien von einer in Reval lebenden Engländerin ein Buch: „Letters from the shores of the Baltic“, d. h. einfach: Briefe von den Gestaden der Ostsee. Eine im Jahre 1846 herausgegebene Übersetzung davon betitelte sich kurzweg als „Baltische Briefe“. Das Buch betraf nur Estland allein, also konnte hier noch gar nicht beabsichtigt sein, mit „baltisch“ so viel zu sagen als: liv-, est-, kurländisch zusammengenommen, sondern — da ja die Ostsee nicht nur englisch „the Baltic“ heißt, sondern auch im Deutschen „das baltische Meer“

genannt werden kann, so sollten die „Baltischen Briefe“ eben nur jebiel bedeuten wie: Ostseebriefe, also Briefe von der Ostsee im allgemeinen, ohne nähere Angabe des gerade gemeinten besonderen Küstenteils. In der Tat dachten sich auch die damaligen Leser — den Referenten mit einbegriffen — gar nichts anderes dabei. Wenn man bedenkt, wie ein heutzutage erscheinendes Buch desselben Titels allgemein nur als ein unsere drei Provinzen in ihrer Gesamtheit betreffendes aufgefaßt werden könnte, so hat man hieran ein vortreffliches Beispiel zur Erläuterung des unterdes eingetretenen Bedeutungswandels.

Waren aber jene „Baltischen Briefe“ auch an sich unschuldig an dem, was später mit der Bedeutung des Wortes „baltisch“ vorgegangen ist, so sind sie doch wahrscheinlich die nächste Gelegenheitsursache dazu gewesen; denn nur um ein Jahr später geschah schon der entscheidende Schritt dazu in einem anderen unsere Provinzen betreffenden Buche. Es war dieses die im Jahr 1847 unter dem Titel „Halbrussisches“ herausgegebene Beschreibung einer Reise durch unsere Provinzen nach Petersburg von Aurelio Buddeus, deren erster Teil den Spezialtitel „Baltische Trümmer“ führte. „Baltisch“ aber steht hier nicht nur im Titel, sondern es ist auch ein in dem Buche selbst fast auf jeder Seite wiederkehrendes Beiwort. Statt der „Ostseeprovinzen“ und „Ostseegouvernements“ tauchen hier plötzlich die baltischen Provinzen oder Gouvernements auf, und weiter noch ist da die Rede vom baltischen Lande und baltischen Strande, von baltischem Leben und baltischen Zuständen, vom baltischen Adel und baltischen Luthertum, von einem baltischen Edelhof, den baltischen Urvölkern usw. — und zwar immer in dem ganz bestimmten Sinne einer Gesamtbezeichnung für unsere drei Provinzen als Ganzes. Wie Buddeus zu dieser noch nicht dagewesenen Redeweise gekommen sei, während doch noch sein letzter Vorgänger unter den uns abschildernden Ausländern — F. G. Kuhl, 1841 — nur von „deutsch-russischen Ostseeprovinzen“ zu reden gewußt hatte, dürfte schwer zu erklären sein, wenn man eben nicht annehmen will, daß das Titelblatt jener gewiß auch von ihm gelesenen „Baltischen Briefe“ ihn dazu angeregt habe. Jedenfalls ist er der erste Erfinder dieses seitdem unter uns so beliebt gewordenen Sprachgebrauchs gewesen. Welchen glücklichen Griff er damit getan, das beweist der Erfolg.

Als der Nächste, der sich ihm angeschlossen, ist der poetische Graf

Nikolaus von Rehbinder zu nennen, der schon im Jahre 1848 ein „Baltisches Album“, bestehend in einer Sammlung von belletristischen Beiträgen aus allen drei Provinzen, zuwege brachte. Danach aber trat eine längere Pause ein, während welcher „baltisch“ in der diesem Worte gegebenen neuen Bedeutung nicht weiter verwertet wurde, — ein Umstand, der sich wohl daraus erklären läßt, daß die dreimal aufgelegten „Baltischen Trümmer“ vorzugsweise von der damaligen jüngeren Generation mit Interesse gelesen wurden, welche naturgemäß erst etwas später zur tonangebenden werden konnte.

Erst im Jahre 1857 erschien wieder ein Buch, das sich selbst als ein „baltisches“ in dem neugewonnenen Sinne dieses Wortes bezeichnete: das Stavenhagensche „Album baltischer Ansichten“, welches bekanntlich in die drei Unterabteilungen „Kurland“, „Livland“, „Estland“ zerfällt. Entscheidender aber wurden zwei in das Jahr 1859 fallende Ereignisse: einerseits die Herausgabe der gerade zum Dienst der einigenden „baltischen“ Idee begründeten „Baltischen Monatschrift“ und andererseits die Errichtung des einigen „baltischen“ Domänenhofs an Stelle der früheren Dreizahl einer solchen Behörde für jede Provinz, bei dessen Benennung auch im Russischen das bis dahin unbedenklich gebrauchte »остзейскій« beseitigt und durch das sprachgemäßere »пробалтійскій« ersetzt wurde. Siegreich ist seitdem die neue Terminologie auf allen Gebieten durchgedrungen, so gut in der Sprache der Literatur und des gewöhnlichen Lebens als in der der Kanzleien und Behörden. Außer dem baltischen Domänenhof haben wir jetzt auch ein baltisches Polytechnikum, neben der „Baltischen Monatschrift“ eine „Baltische Wochenschrift“; der Bücher mit Titeln wie „Baltische Kulturbilder“, „Baltische Klänge“ usw. entsteht eine immer größere Menge, und die ganze Klasse der unsere Provinzen betreffenden Druckwerke heißt jetzt schlechtweg „Baltica“. Nur das Recht leistet noch einigermaßen Widerstand, denn wenn auch schon irgendwo von „baltischem Recht“ die Rede gewesen sein sollte, so wird man doch noch wenigstens in allen praktischen Rechtsachen befürchten, damit weniger auszurichten als mit dem kaiserlich bestätigten Provinzialrecht der „Ostseegouvernements“.

Es ist nun keine Frage, daß wir uns mit diesem Unternehmen einer Abstempelung des Wortes „baltisch“ zu einem Eigennamen für

den besonderen Länderbezirk unserer drei Provinzen in einen Widerspruch zu dem allgemein deutschen Sprachgebrauch versetzt haben.

Während diesem die baltische Küste durchaus keine engere Begrenzung hat als die Ostseeküste überhaupt, möchten wir jetzt den ersteren dieser beiden synonymen Ausdrücke allein auf die Strecke von der Heiligenaa bis zur Narowa eingeschränkt wissen. Wie bei uns eine „Baltische Monats- und Wochenschrift“, so gibt es auch in Pommern eine Zeitschrift, die sich schon seit 30 Jahren erlaubt, den Titel „Baltische Studien“ zu führen. „Baltisch“ sind den deutschen Naturforschern z. B. die im Umkreis der Ostsee zerstreuten Findlingsblöcke, und auch den deutschen Geographen dient dasselbe Wort zur Bildung des einen oder anderen auf dieses Meer bezüglichen Kunstausdrucks. Können wir ihnen das Recht dazu bestreiten? Zu bemerken ist freilich, daß alle diese Verwendungen des in Rede stehenden Wortes mehr nur der gelehrten, weniger der volkstümlichen Redeweise angehören. Wirklich volkstümlich ist den Deutschen nur die Ostsee, nicht das baltische Meer. Es gibt wohl eine deutsche Ostseeflotte, aber kaum jemals dürfte diese die „baltische Flotte Deutschlands“ genannt worden sein, und so in allen ähnlichen Fällen. Das aber ist ein sehr günstiger Umstand für die von uns angestrebte Begriffseinengung des Wortes, da man in solchen Dingen den Konflikt mit einer fachwissenschaftlichen Terminologie weit weniger zu fürchten braucht, als den mit einer populär lebendigen Sprachgewohnheit. In der Tat nun ist es uns möglich geworden, für den von uns seit 25 Jahren eingeführten besonderen Sprachgebrauch sogar auch schon im Auslande Boden zu gewinnen. Der Anerkennung und Verbreitung, welche die Bücher einiger über „baltische“ Dinge schreibenden „Balten“ gefunden haben, ist es zu verdanken, daß man sich nun auch dort schon, wenigstens in gewissen besonderen Literatur- und Gesellschaftskreisen, daran gewöhnt hat, „baltisch“ par excellence für gleichbedeutend mit russisch-baltisch oder genauer liv-est-furländisch gelten zu lassen. Und so kommt es vielleicht nur darauf an, auf dem einmal betretenen Wege mit der gehörigen Zähigkeit fortzufahren, um unser Ziel mit der Zeit auch ganz zu erreichen.

Sehr zu statten käme uns dabei ohne Zweifel der Nachweis eines historischen Vorrechts auf den baltischen Namen, falls wir ein solches haben sollten. Demnach wäre hier auch auf die Frage nach

der Herkunft und Bedeutung dieses Namens einzugehen. Leider nur geraten wir damit auf ein Gebiet, dessen Betretung der „Baltischen Monatschrift“ in neuerer Zeit so sehr verdacht zu werden pflegt. „Antiquarisch“, „nur antiquarisch“, — welcher schrecklicher Vorwurf für einen Aufsatz in der „Baltischen Monatschrift!“ Dennoch wage ich es, die Redaktion darum zu bitten, daß sie mir einmal ausnahmsweise auch so etwas darzubieten gestatte, sei es auch nur um des Umstandes willen, daß es einer sich gerade als „baltische“ bezeichnenden Zeitschrift doch wohl nicht unlieb sein dürfte, sich einmal über die letzten Gründe und Wurzeln ihres eigenen Namens ins Klare gesetzt zu sehen. Wem aber unter den Lesern der „Baltischen Monatschrift“ eine literarhistorisch-etymologische Untersuchung, wie die nachfolgende, an sich ungenießbar sein sollte, der sei hiermit höflichst ersucht, dieselbe — vom Strich bis zum Strich — ohne Haß zu überschlagen.

Vor allem haben wir bei dieser Untersuchung zuzusehen, wo und von wem der Name eines „baltischen Meeres“ zuerst gebraucht worden ist. Und da findet sich, nach genauer Durchmusterung der betreffenden Literatur, als der erste, bei dem wir ihm begegnen, Adam von Bremen in seiner gegen das Jahr 1075 verfaßten Geschichte der hamburgischen Erzbischöfe, einem Werke, welches bekanntlich auch sonst so viele merkwürdige Nachrichten über den Norden und Osten Europas bis nach Kurland und Estland und darüber hinaus enthält.

Adam von Bremen ist uns aber nicht nur der älteste Zeuge für den Gebrauch dieses Namens, er ist offenbar auch derjenige, der allein ihn unmittelbar aus dem Quell einer lebendigen Volkssprache geschöpft und in die Literatur übertragen hat, da es sich aus der Vergleichung der betreffenden Schriftwerke als unzweifelhaft herausstellt, daß der Name des baltischen Meeres nur aus Adam zu anderen Chronisten und Länderbeschreibern des Mittelalters und erst aus diesen wieder in den lebendigen Sprachgebrauch der Neuzeit, namentlich bei allen nichtgermanischen Völkern Europas, übergegangen ist.

Als Kanonikus des hamburgisch-bremischen Erzbistums hatte Adam seinen ständigen Wohnsitz in Bremen. Wir wissen aber von ihm, daß er sich zeitweilig auch in Dänemark aufgehalten hat, wo er aus dem

Munde König Ebon Estrifjons viele Mitteilungen über die Länder des fernen Nordens und Ostens vernommen zu haben bekennt. Entweder also bei den Deutschen in der Gegend der Wesermündung oder bei den Dänen wird der von ihm zuerst in die Literatur eingeführte Name eines baltischen Meeres oder, wie er sich auch ausdrückt, eines baltischen Busens¹⁾ zu Hause gewesen sein. Daß dieses wahrscheinlicher bei den Dänen als jenen Niederdeutschen der Fall gewesen, scheint aus einer sogleich anzuführenden Stelle hervorzugehen, in welcher Adam sagt, der baltische Busen werde so von den Anwohnern genannt. Denn schwerlich doch kann er damit die Deutschen des Weser- oder sei es auch des Elbgebiets gemeint haben. Überhaupt aber waren die Deutschen um diese Zeit noch an keinem Punkte unmittelbare Anwohner der Ostsee, an welcher sie erst im folgenden zwölften Jahrhundert, die dortigen Slaven unterwerfend und verdrängend, Fuß gefaßt haben, um mit kühnem Unternehmungsgeiste alsbald auch über Gotland bis zur Dünamündung kolonisierend vorzudringen.

Wenn es demnach für ausgemacht gelten kann, daß Adams „baltisch“ dänischen Ursprungs sei, so kann man auch nicht umhin, dabei sogleich an den anklingenden Namen jener dänischen Meerengen zu denken, welche noch heutzutage die beiden Belte (dänisch: baelte) heißen. Bevor wir aber aus dieser Vergleichung weiteren Nutzen für unsere Frage zu ziehen versuchen, ist eine Ableitung und Deutung des Wortes „baltisch“ anzuführen, die schon Adam selbst uns gegeben hat.

„Jener Busen — so sagt er an der betreffenden merkwürdigen Stelle — wird von den Anwohnern der baltische genannt, weil er sich in Gestalt eines Gürtels (lateinisch: balteus) weithin durch die scythischen Gegenden bis nach Griechenland (d. h. nach Adams Sprachgebrauch: bis nach Rußland) ausdehnt.“

¹⁾ „Mare Balticum“, „sinus Balticus“, „fretum Balticum“. Übrigens ist dies nicht der einzige Name, den Adam der Ostsee gibt. Einmal sagt er auch „mare quod vocant orientale“, so daß er auch den Namen „Ostsee“ gekannt haben muß. An anderen Stellen „pelagus Scythicum“, „mare Scythicum“, „Scythicae paludes“ und endlich auch „barbarus sinus“, lauter freie Schöpfungen einer der Abwechslung im Ausdruck beflissenen Gelehrsamkeit. „Mare Balticum“ aber, oder „sinus Balticus“ und „fretum Balticum“ sind immerhin die am häufigsten von ihm gebrauchten Bezeichnungen.

Also aus dem Lateinischen käme der Name und er bedeute so viel wie — Gürtelmeer!

Nur wird man ihm freilich nicht glauben wollen, daß die von Adam selbst Barbaren und Scythen genannten „Anwohner“ der Ostsee sich für ihre Bezeichnung derselben eines lateinischen Wortes bedient haben sollen. Es ist aber hierbei zu erwägen, daß das lateinische „balteus“ in sehr wenig veränderter Gestalt sich auch in den meisten germanischen Sprachen wieder findet. Der Gürtel heißt im Altnordischen „belti“, dänisch „belte“, schwedisch „bälte“, im Angelsächsischen und noch im heutigen Englisch „belt“. Aus dem gegenwärtigen Sprachbestande des Hoch- wie Niederdeutschen ist dieses Wort verschwunden, im Althochdeutschen aber, mit den durch die Eigentümlichkeit dieses Sprachzweiges bedingten Lautverschiebungen, als „balz“ oder „palz“ nachgewiesen. Nur im Niederdeutschen, wo dasselbe „balt“ gelautet haben müßte, ist es, auch in den älteren Schriftendmälern dieses Sprachzweiges, bis jetzt nicht aufzufinden gewesen; indessen hat uns doch L. Napiersky darauf aufmerksam gemacht, daß es im 14. und 15. Jahrhundert in Riga (ob auch in den Städten des niederdeutschen Sprachgebiets ist noch fraglich) eine Zunft der „belter“ gegeben hat, welche Lederarbeiter, Verfertiger von Riemen und Gürteln waren, — eine deutliche Spur, daß das in Rede stehende Wort einst auch dem Niederdeutschen eigen gewesen sein muß. Was das Verhältnis dieser germanischen Wörter zu dem lateinischen „balteus“ betrifft, so ist nach gewissen Regeln der vergleichenden Sprachwissenschaft freilich mit Sicherheit anzunehmen, daß sie eben nur aus dem Lateinischen entlehnt worden sind; es scheint aber, daß diese Entlehnung schon in uralter Zeit, d. h. wohl schon zur Zeit der ältesten Handelsbeziehungen zwischen Römern und Deutschen, stattgefunden haben muß, und jedenfalls war das Wort zu Adams Zeit ein auch unter den germanischen Volksstämmen so weit verbreitetes und gebräuchliches, daß sich die von ihm angegebene Bedeutung „Gürtelmeer“ für sein „mare Balticum“ auch ohne Zuhilfenahme des Lateinischen aus der Sprache eines dieser Stämme erklären läßt. Ja, man darf annehmen, daß Adam selbst sich dessen sehr wohl bewußt war und daß er in seiner Erklärung des Namens nur um des gelehrteren Anstrichs willen das einen Gürtel bedeutende dänische oder niederdeutsche Wort durch das so lautähnliche lateinische ersetzte.

Somit ist wenigstens in sprachlicher Beziehung nichts gegen die Bedeutung „Gürtelmeer“ einzuwenden, und es fragt sich nur, auf Grund welcher Vorstellungsweise die Ostsee gerade so benannt werden konnte. Die bereits mitgeteilte Antwort Adams auf diese Frage lautete: weil sie sich in Gestalt eines Gürtels so weit nach Osten hin ausdehnt. Wahrscheinlich also stellte er sich dieses Meer schmaler vor, als es ist. Welches geographische Bild aber er auch immer auf Grund seiner vielfachen Erfindungen sich davon gemacht habe, so ist es doch schwer zu glauben, daß auch diejenigen „Anwohner“, aus deren Munde er den Namen eines baltischen Meeres vernahm, schon eine Anschauung von der Gestalt dieses Meeres im ganzen gehabt und dasselbe danach benannt haben sollen. Was von dem Volke selbst als länderumschlingender Gürtel aufgefaßt wurde, kann nur ein kleinerer, sozusagen leichter übersehbarer Meeresteil gewesen sein, wie z. B. jene bereits erwähnten „Balte“, deren Bedeutung in der Tat die von „Gürteln“ ist und deren einer schon im Altnordischen als „beltissund“, d. h. wörtlich „Gürtelsund“, vorkommt. Sehr nahe liegt nun die Vermutung, ursprünglich seien nicht nur zwei, sondern alle die Wasserwege innerhalb der reichgegliederten dänischen Inselgruppe als Belte, Gürtel, bezeichnet worden, so daß diese Benennung eben nichts anderes als eine langgestreckte Meerenge im allgemeinen bedeutete. Gab es aber hier so viele Meereseigürtel — dänisch Belte, niederdeutsch Balte — so konnte auch ihre Gesamtheit nebst den angrenzenden Meeresteilen sehr leicht als das Meer der Gürtel — dänisch das beltische, niederdeutsch das baltische — bezeichnet werden. So hätte diese Benennung ursprünglich nur dem westlichen Ende der Ostsee angehört. Erst später, vielleicht sogar erst von Adam von Bremen selbst, wäre sie über die ganze Länge der Ostsee ausgedehnt worden.

Das ist es, was sich auf Grund einer umsichtigen Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände über die Herkunft des Wortes „baltisch“ sagen läßt. Es ist auch keine neue Erfindung. Vielmehr findet sich eine mit dem obigen übereinstimmende und im ganzen schon richtig angelegte Deutung desselben Wortes auch bereits in einem vor mehr als hundert Jahren erschienenen Buche: J. B. Scherer's nordische Nebenstunden, Frankfurt und Leipzig 1776 („Nordische“, weil der Ver-

fasser zeitweilig in Petersburg lebte). Überhaupt aber ist die schon bei Adam vorgefundene Ableitung von „balteus“ auch späteren Autoren geläufig geblieben, und recht interessant ist es insbesondere zu ersehen, daß die preußische Heimchronik des Nikolaus von Jeroschin (im 14. Jahrhundert) das „mare Balticum“ ihrer lateinischen Vorlage geradezu durch „Gortelmer“ (Gürtelmeer) übersetzt. Andere sonst noch versuchte Ableitungen älteren Datums, wie die von dem litauisch-lettischen Worte „balta“ (weiß) oder dem slavischen „blato“ (Sumpf, russisch: boloto) oder von dem westgotischen Königsgeschlechte der Balten sind keiner Widerlegung mehr wert. Es waren etymologische Spielereien, wie man sie von jeher auf Grund eines ungefähren Gleichklangs der Wörter, ohne Kenntnis der erst in unseren Tagen ermittelten Lautgesetze in den verschiedenen Sprachen und ohne genaueres Eingehen auf die Wege der literarischen Überlieferung, betrieben hat.

Das Ergebnis der vorstehenden Untersuchung ist, wie man sieht, kein günstiges für unsere „baltische Sache“. Weit entfernt davon, schon ursprünglich unseren Gegenden eigen gewesen zu sein, ist der baltische Name vielmehr an dem uns entgegengesetzten anderen Ende des auch unsere Küsten bespülenden Meeres entstanden und zuerst gebraucht worden. Von einem althistorischen Vorrecht darauf also keine Rede! Diese Wahrheit war nicht zu verschweigen, sobald überhaupt in wissenschaftlicher Weise auf den Gegenstand eingegangen werden sollte.

Was aber nun weiter? Sollten wir uns etwa durch die hier gewonnene unwillkommene Einsicht von allem weiteren Fortschreiten auf der schon mit so gutem Erfolge betretenen Bahn abschrecken lassen? — Das ist wenigstens meine Meinung nicht. Steht uns kein historischer Rechtsanspruch zur Seite, so können wir unser Ziel auch ohne einen solchen zu erreichen suchen. Wer da weiß, wie so mancher geographische Name im Laufe der Zeiten gewandert ist, um sich schließlich in einer Gegend festzusetzen, mit welcher er ursprünglich gar nichts zu tun hatte, der wird es nicht unmöglich finden, daß es so auch dem Namen einer baltischen Küste, eines baltischen Landes ergehe. Das Entscheidende in allen solchen Fällen ist am Ende denn doch nur das praktische Bedürfnis; das Bedürfnis, sagen wir, für jedes eigenartige Ding auch einen

eigenen Namen zu haben; ein Bedürfnis, „welches sich überall in der Welt ohne allzu ängstliche Überlegung und Auswahl zu befriedigen sucht und auch so gut oder schlecht, als es gehen will, zu befriedigen pflegt, da aber ist es nun eben der Fall, daß die durch unsere drei Provinzen dargestellte historisch-politische Einheit eines neuen Gesamtnamens an Stelle des längst abhanden gekommenen alten bedarf, während ein ähnliches Bedürfnis für alle übrigen Länder und Provinzen im Umkreise des „baltischen“ Meeres nicht existiert. Warum also sollten diese letzteren sich nicht bereit finden lassen, auf ein Recht, das ihnen so wertlos ist, zugunsten derer zu verzichten, denen an dessen Alleinbesitz so viel gelegen ist?

Übrigens ist dazu auch noch das Folgende anzumerken. Selbst durch den uns allerseits zugestandenen Alleinbesitz des Wortes „baltisch“ würde sich das in Rede stehende Bedürfnis noch nicht zur Genüge befriedigt finden. Wie nämlich „Livland“, „livländisch“, „ein Livländer“, oder „Belgien“, „belgisch“, „ein Belgier“ und überhaupt so in allen Fällen je drei solcher Wörter nebeneinander stehen, so bedürfen auch wir neben dem im eingeschränkt baltischen Sinne gebrauchten Adjektiv „baltisch“ durchaus noch zweier Substantive aus derselben Wurzel: des einen für die Bezeichnung des baltischen Landes, des anderen für die seiner Bewohner. Wo aber diese hernehmen, da doch dergleichen bis 1860 noch nie und nirgend erhört worden war, auch bis zum heutigen Tage in keinem allgemein deutschen Lexikon verzeichnet steht? Es ist interessant zu sehen, wie das nun einmal erwachte Bedürfnis sich auch in dieser Beziehung zu helfen versuchte.

Schon sehr bald nach dem Eintritt des Wendepunktes im Gebrauche des Adjektivs „baltisch“ wurden auch verschiedene substantivische Ableitungen davon zur Bezeichnung der Bewohner des „baltischen“ Landes riskiert. „Baltiker“ waren es da und „Baltiten“ und bald auch die kürzer geschürzten „Balten“, welche in Schriften der sechziger Jahre auftretend, zunächst nur mit Kopfschütteln aufgenommen werden konnten. Allmählich haben die „Balten“ das Übergewicht erlangt, und sie sind uns nun schon so familiär geworden, daß wir sie gar nicht mehr nach ihrem Verwandtschaftsverhältnis zu König Marich, dem Westgoten, fragen. Noch zwar antworten wir, z. B. im Auslande reisend, auf die Frage nach unserer Landesangehörigkeit nicht gern: „ich bin ein Balte“,

sondern lieber in mehr partikularistischer Weise: ein Est- oder Liv- oder Kurländer. Das Erstere wäre vor der Hand noch der weniger allgemein verständliche, auch wohl etwas affektiert klingende Ausdruck. Bedenkt man aber, welche Fortschritte in der Popularität seiner Verwendung dieser neu genommene Volksname der „Balten“ schon bis jetzt gemacht hat, so kann man sich wohl auch der Hoffnung getrösten, er werde noch bald genug den Beigeschmack des nur künstlich gemachten ganz verlieren und wirklich allgemein anwendbar werden.

Schlechter steht es um das andere der beiden erforderlichen Substantiva. Das von Naturforschern erdachte „Ostbaltikum“ und „Südostbaltikum“ mag gut sein für eine Geologie, eine Fauna und Flora, auch eine Archäo- und Dymbologie unserer Gegenden, für den gewöhnlichen Handgebrauch ist es weniger tauglich. Auch das „Baltenland“ und das „Baltland“ wollen noch gar nicht behagen, und kurzweg „Baltien“ zu sagen, hat meines Wissens noch niemand gewagt, so daß es scheint, man werde von den bisher üblichen Umschreibungen „baltische Provinzen“, „baltische Lande“ usw. auch fernerhin nicht loskommen können. Weiter haben es in diesem Punkte nur unsere Letten gebracht, deren auch erst in den sechziger Jahren geschaffenes „Baltija“ schon gut bei ihnen eingebürgert ist und noch täglich gebräuchlicher wird.

So also steht es zurzeit um diesen von uns miterlebten und wie es scheint, noch nicht abgeschlossenen Prozeß einer neuen Namensbildung. Wenn hier sowohl dessen bisherige Ergebnisse, als auch die damit verknüpften Aussichten auf eine noch weitere Entwicklung registriert werden sollten, und wenn dabei auch ein kritisches Urteil über den ganzen Vorgang nicht zurückgehalten werden konnte, so stellt sich ein solches Unternehmen freilich in offenen Gegensatz zu derjenigen Naivetät, mit deren Hilfe allein ein Prozeß, wie der hier zergliederte, sich vollziehen konnte. Nicht Philologen und Historiker haben bei den betreffenden Neubildungen Gevatter gestanden, zu denen sie sich vielmehr, wenigstens im ersten Momente, nur kritisch ablehnend zu verhalten vermochten, bis auch sie von dem Strome erfaßt und die vollendete Tatsache gelten zu lassen gezwungen wurden; sondern Leute der in mehr populärer Weise durch Rede oder Schrift wirkenden Berufsarten sind es gewesen, die den neuen Sprachgebrauch schufen oder weiter ausbreiten

halfen, — oft genug, wie man annehmen muß, ohne deutliches Bewußtsein darüber, daß sie hier einem Worte eine ungewöhnliche Bedeutung unterlegten, dort sogar ein solches gebrauchten, dessen ganze Existenzberechtigung noch zweifelhaft war.

Daß auch die vorstehende Abhandlung den Zauber dieser so zweckdienlichen Naivetät nicht zu stören vermöge, das ist ein Wunsch, der sich mir zum Schlusse noch aufdrängt.

Friedrich Bienemann.

Dr. Friedrich Bienemann ist am 7. Februar 1838 zu Riga, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Birkenruh, wo er alle Klassen absolvierte. Es waren die letzten Jahre der Leitung dieser Anstalt durch den unvergeßlichen Albert Hossander, in die Bienemanns Aufenthalt in Birkenruh fiel, und der charakterbildende Einfluß des seltenen Mannes hat gewiß auch auf ihn eingewirkt. 1857 bezog Bienemann die Landesuniversität und widmete sich dem Studium der Theologie. Von seinen Lehrern hat am meisten auf ihn bleibenden Eindruck gemacht Professor Moriz von Engelhardt durch seine kirchengeschichtlichen Vorträge und noch mehr durch seine markige Persönlichkeit. Auch am Burschenleben nahm Bienemann als *frater Rigenensis* lebhaften Anteil. Nach zwei Jahren des Studiums erkrankte er, verließ Dorpat und hielt sich zwei Jahre lang in Deutschland auf, wo er die Universitäten zu München, Tübingen und längere Zeit Göttingen besuchte. In Göttingen gab Bienemann das Studium der Theologie auf und wandte sich völlig dem der Geschichte zu. Er wurde ein Schüler von Georg Waitz, dem großen kritischen Geschichtsforscher, und nahm an dessen historischen Übungen teil; er hat ihn später auch immer als Lehrer und Meister verehrt. 1861 kehrte Bienemann nach Dorpat zurück und studierte nun weiter Geschichte. Hier erfuhr er besonders Schirrens Einfluß und wurde durch ihn bestimmt, das Studium der baltischen Geschichte zu seiner Lebensaufgabe zu machen. 1864 verließ er nach Erlangung des Kandidatengrades die Universität. Er hatte das Glück, daß ihm sogleich eine seinen Wünschen entsprechende

Lebensstellung zu teil wurde, die ihm Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten ließ: er wurde nämlich schon 1865 als Oberlehrer der Geschichte und Geographie an die Ritter- und Domschule in Reval als Nachfolger Eduard Winkelmanns berufen. Reval erfreute sich damals einer nicht geringen Anzahl hervorragender Männer, die als Gelehrte und als Politiker Ansehen und Einfluß hatten. Da war Eduard Pabst, der unermüdlche Forscher auf dem Gebiete der baltischen Geschichte, da entfalteten eine weitreichende, tief eingreifende Tätigkeit im kommunalen und geistigen Leben Wilhelm Greiffenhagen und Oskar Niesemann, da wirkten als hervorragende Pädagogen Karl Hoheisel und Gotthard Hansen, da gab es in den Kreisen der Ritterschaft bedeutende, geistig hochstehende Männer, wie die Urkülls, Dellingshausen, Pahlen, zur Mühlen u. A. Es herrschte zu jener Zeit in Reval überhaupt ein frisches, geistiges Leben, Musik und literarische Interessen standen in Blüte. In dieses bewegte Leben trat Bienemann jetzt ein, wurde von ihm angeregt und gab bald auch selbst Anregung. An der Domschule, der Stätte seiner amtlichen Tätigkeit, hat er 20 Jahre lang erfolgreich gewirkt; er war kein leicht zu befriedigender, nicht selten schonungslos dreinfahrender Lehrer, aber er verstand es die Schüler anzuregen und zum Lernen zu nötigen und vor allem sie in die Kenntnis und die Liebe zur baltischen Geschichte hineinzuführen. Dadurch erwarb er sich ein großes Verdienst um die historische Bildung der estländischen Jugend, er hat so in vielen tatkräftigen Heimatsfönn erweckt und genährt. So ist seine Tätigkeit als Lehrer eine sehr verdienstvolle und bedeutende gewesen.

Aber nicht auf die Räume der Schule beschränkte sich seine Wirksamkeit, durch seinen entschiedenen, festen Charakter gewann er bald Einfluß in weiteren Kreisen. Er vertrat unumwunden in der Politik den konservativen Standpunkt und seine Stimme wurde in Stadt und Land beachtet und gehört. Das geschah ganz besonders, als er 1869 bis 1871 neben seinem Amte auch die Redaktion der Revalschen Zeitung führte und dadurch Gelegenheit hatte, immer wieder zum Publikum zu sprechen. Sein geistiges Arbeitsgebiet aber war und blieb von 1865 an bis in seine letzten Tage die baltische Geschichte. Schon gleich nach seinem Amtsantritt an der Domschule hatte er auf Schirrens lebhaften Wunsch und Rat eine Ergänzung zu des Meisters großer Urkunden-

publikation, den „Quellen zur Geschichte des Unterganges der livländischen Selbständigkeit“, zu liefern sich entschlossen. Während Schirrens nämlich das Material zu seiner Ausgabe ausschließlich den von ihm im Stockholmer Reichsarchiv aufgefundenen Schriftstücken entnahm, erschien es durchaus geboten, auch das in den Archiven zu Reval und Riga für dieselbe Zeit enthaltene urkundliche Material zu veröffentlichen. Diese Aufgabe übernahm Bienemann; er erhielt dabei die pekuniäre Unterstützung des rigischen Rats und konnte schon 1865 den ersten Band der „Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands in den Jahren 1558—1561“ ans Licht treten lassen. 1876 schloß er mit dem 5. Bande diese wichtige Sammlung, zu dem ihm die Manuskriptbände der rigischen Stadtbibliothek besonders wichtige Ausbeute lieferten. Der 5. Band ist wohl der wertvollste der ganzen Sammlung. Schon allein das Tagebuch der rigischen Delegierten über die Verhandlungen der livländischen Stände im Oktober 1561 zu Wilna, die schließlich zur Unterwerfung Livlands unter die Krone Polen führten, das dem Bürgermeister Jürgen Padel zum Verfasser hat, ist von unschätzbarem Wert; Padel war selbst der geistige Leiter der damaligen rigischen Politik. Diese umfangreiche Urkundensammlung ist noch gar nicht irgendwie genügend verwertet worden. Bienemann selbst hat die Unterwerfungsverhandlungen auf Grund des 5. Bandes dieser Urkundensammlung in einer seiner besten Abhandlungen unter dem Titel: Rigas Stellung bei der Auflösung des Ordensstaates, — die viel zu wenig Beachtung gefunden hat, dargestellt; sie ist in der „Russischen Revue“ von 1877 abgedruckt.

Gleichsam ein Nachhall von Schirrens gewaltiger livländischer Antwort war Bienemanns Buch: Aus baltischer Vorzeit 1870, das früher von ihm gehaltene öffentliche Vorträge zusammenfaßte. Es ist ein wenig umfangreiches Bändchen, aber von gediegenem Inhalt das auch heute noch gelesen zu werden verdient. In dieser Schrift treten schon die charakteristischen Eigenschaften von Bienemanns Behandlung der baltischen Geschichte uns entgegen: er ist, dem Vorgange seines Lehrers Schirrens folgend, durchaus politischer Historiker. Chronistisch, aufklärerisch, antiquarisch, tendenziös war die Geschichte dieses Landes bisher oft genug behandelt worden, nur nicht in politischem Zusammenhange hatte man sie erfaßt und dargestellt. Es bleibt Biene-

manns Verdienst, daß er mit politischem Verständnis der Verknüpfung und den Triebfedern der Ereignisse unserer Geschichte nachgeforscht und sie in ihrem wahren Zusammenhange geschildert hat. Es war im wesentlichen die neuere Geschichte der baltischen Provinzen, deren Erforschung er sich zur Aufgabe machte. Er fand bald Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Studien praktisch zu verwerten. Ende der 70er Jahre begann ein vager geschichtsfremder Liberalismus bei uns emporzukommen und sich zu verbreiten. Ihren schärfsten Ausdruck fand diese Richtung in der anonymen Broschüre „Wetterleuchten“, als deren Verfasser aber bald Hermann von Samson bekannt wurde. Dieser ersten ließ derselbe Verfasser dann bald eine zweite größere Schrift „Livländische Rückblicke“ folgen, in der er ein völlig verzeichnetes, höchst ungünstiges Bild der baltischen Vergangenheit bis in die neue Zeit hinein entwarf und namentlich den baltischen Ritterschaften jede Initiative für die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse absprach. Dieser Entstellung der geschichtlichen Tatsachen fühlte Bienemann sich als Historiker verpflichtet entgegenzutreten. Er tat das zuerst in einem polemischen Aufsätze pro domo in der Baltischen Monatschrift von 1879. Als Samson darauf eine scheinbar sachlich begründete, den Gegner von oben herab behandelnde Erwiderung unter dem Titel: Babel in Livland veröffentlichte, antwortete Bienemann mit schonungsloser Schärfe in einer umfangreichen Schrift, die den etwas seltsamen Titel: Babel über Akten führt, und widerlegte alle Einwendungen des Gegners mit sachlicher Überlegenheit.

Das Lutherjahr 1883 veranlaßte ihn zu eindringenden Studien über die Ausbreitung der Reformation in Livland, zu denen ihm vor allem das Revaler Ratsarchiv reichen Stoff lieferte. Die Resultate dieser Forschungen veröffentlichte er in der inhaltreichen Schrift: Aus Livlands Luthertagen, die vieles Neue über die Ausbreitung der Reformation in Rival und in Estland bietet und sehr lehrreiche Mitteilungen über die Einrichtung des Gottesdienstes und der Kirchenverwaltung, namentlich in den baltischen Städten macht.

Von körperlichen Leiden heimgesucht, verbrachte Bienemann 1880 längere Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Clarens am Genfer See. Gefräftigt kehrte er in die Heimat zurück und übernahm nun 1880 die Redaktion der führerlos gewordenen und dem Untergange

nahen Baltischen Monatschrift, die er mit fester, kräftiger Hand bis 1887 führe. Die Zeitschrift nahm unter ihm einen neuen Aufschwung und erlangte wieder das einstige Ansehen und die frühere Bedeutung. Bienemann gelang es viele tätige Mitarbeiter zu gewinnen und er selbst hat nicht wenige Aufsätze und kleinere Artikel in ihr veröffentlicht. 1884 wurde er in Anerkennung seiner Verdienste um die baltische Geschichte von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga zum Ehrenmitgliede erwählt. 1885 legte Bienemann nach 20 jähriger Lehrtätigkeit sein Amt an der Domschule nieder. In der Baltischen Monatschrift begann er seine Studien über eine der denkwürdigsten, bis dahin aber nur wenig bekannten Perioden der neueren baltischen Geschichte zu veröffentlichen, die er dann 1886 als Buch zusammengefaßt und erweitert herausgab: Die Statthalterchaftszeit in Livland und Estland 1783—1796. Dieses Buch, das einen traurigen Abschnitt der neueren Geschichte des baltischen Landes, die Vernichtung der alten Verfassung in Land und Stadt, darstellt, ist wohl Bienemanns bedeutendste wissenschaftliche Leistung, die leider nicht die Verbreitung und Beachtung gefunden hat, die sie verdient. Es ist hier wohl am Platze, einige Worte über die Art von Bienemanns schriftstellerischem Charakter einzufügen. Die literarische Produktion wurde ihm nicht leicht, er schrieb langsam und mühsam; die Gabe leichter gefälliger Darstellung war ihm versagt, er rang stets mit der Form, aber mit eiserner Willenskraft überwand er die in seiner Natur liegenden Hindernisse und hat viel und oft geschrieben. Er liebte in der Darstellung längere Perioden und eigentümliche Wendungen, und es ist nicht zu leugnen, daß sein Stil dadurch nicht selten schwerfällig und der Ausdruck gesucht erscheint, aber nachdrücklich ist seine Darstellung fast immer und oft erhebt sie sich zu großer Kraft und eindringlicher Wirkung. In dieser energischen Bekämpfung der ihm entgegenstehenden Hindernisse, in dieser unerschütterlichen Festigkeit des Willens, in dieser bewunderungswürdigen Selbstüberwindung ist Bienemann ein Vorbild und Muster für uns Balten alle, die wir uns durch entgegretende Hindernisse und Hemmungen nur zu leicht in unserem Vorhaben und unserem Tun zurückhalten, beirren und abschrecken lassen.

Ebenfalls im Jahre 1886 gab Bienemann das Buch: Aus den Tagen Kaiser Pauls heraus, das im wesentlichen den letzten Teil der

ungedruckten französischen Memoiren des Senateurs Karl Heinrich von Heyking in deutscher Sprache wiedergibt. Auf Vorschlag seines Freundes, des Professors A. Miaszkowsky, wurde er um diese Zeit wegen seiner Verdienste um die Aufhellung der osteuropäischen Geschichte von der Universität Breslau zum Ehrendoktor ernannt. Nach dem Tode von Georg Bertholz wurde Bienemann zum Stadtbibliothekar in Riga gewählt. Hier war er nicht recht an seinem Platze. War es schon schwer, der Nachfolger eines so sachkundigen und mit so umfassender literarischer Bildung ausgestatteten Mannes wie Bertholz zu werden, so hatte Bienemann bis dahin außerdem auch bibliothekarischer Tätigkeit ferngestanden; überdies blieb er zu kurze Zeit in dieser Stellung, um in ihr Bedeutendes leisten zu können. Schon Ende 1887 gab er sie auf und siedelte nach Leipzig über, wo er die Redaktion der bei Brockhaus erscheinenden „Blätter für literarische Unterhaltung“ übernahm. Zu diesem Entschlusse bewog ihn zu nicht geringem Teile auch die Sorge um die Erziehung seines Sohnes, da zu jener Zeit die Russifizierung der baltischen Schulen ihren Anfang nahm. Als Redakteur der Leipziger Zeitschrift zog er auch viele Balten als Mitarbeiter an ihr heran. Infolge von Differenzen mit dem Verleger hörte Bienemanns Redaktionsführung 1893 auf und die „Blätter für literarische Unterhaltung“ gingen ein. Nun siedelte Bienemann nach Freiburg i. Br. über und wurde Dozent an der dortigen Universität. Nach einiger Zeit erhielt er die Ernennung zum Professor honorarius. Literarisch war Bienemann bis zuletzt tätig. Durch einen glücklichen Zufall wurde ihm der handschriftliche Nachlaß des Professors G. F. Parrot in Dorpat zugänglich. Nachdem er aus demselben mehrere Denkschriften und Schreiben Parrots an Kaiser Alexander I. in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte, gab er auf Grund dieser Papiere mit Benutzung anderer Quellen sein letztes Buch: Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. 1902 heraus. Er lieferte darin eine Biographie des bedeutenden Mannes, sodann eine genaue Darstellung der namentlich durch Parrot herbeigeführten Umwandlung Dorpats aus einer Landes- in eine Reichsuniversität, sowie des höchst merkwürdigen Freundschaftsverhältnisses des Dorpater Professors zu Kaiser Alexander I. Die Biographie reicht bis zum Jahre 1826, doch ist das letzte Jahrzehnt nur kurz behandelt. Der Verfasser

hat das Werk nur mühsam zu Ende geführt. Sein am Schluß der Vorrede ausgedrückter Wunsch, es möge ihm „das knappe Restchen seiner Kräfte“ erhalten bleiben zur Abfassung eines 2. Bandes, der Parrots Leben bis zu dessen Ausgange führen sollte, ist ihm nicht erfüllt worden. Unter schweren Leiden und mit sinkender Kraft hat er das Buch zu Ende gebracht. Am 20. September 1903 schied Bienemann zu Straßburg i. E. aus dem Leben.

Seine Fehler und Schwächen sind mit ihm in das Grab gesunken; was er geleistet, wird ihn lange überdauern. Bienemann gehört in die erste Reihe baltischer Historiker; als Patriot und hart ausgeprägter Charakter wird er im Gedächtnis der Balten noch lange fortleben und kommenden Geschlechtern mahnend vor Augen stehen.

S. Diederichs.

Ja, von allen Häusern schaut noch ein guter Teil auf uns herab. Haben doch nur wenige Städte so sehr ihr Gepräge bewahrt, das frühere Jahrhunderte ihnen aufgedrückt. An Nürnberg, Lübeck, Danzig, Augsburg, an Lindau, Andernach und andere schließt Reval sich hierin nicht nur würdig an; mehr vielleicht als irgendwo ist dieses Gepräge hier ein einheitliches geblieben. Die hohen Giebelhäuser mit ihren Spitzbogentüren und dem dröhnenden Klopfer, mit dem weiten Flur und den gewundenen Treppen und Galerien, mit der unbelebten Vorderseite und den Fenstern nur auf den Hof, mit den gereckten Rauchfängen und der eisernen Giebelkrone, die großen Brunnen auf den Straßen, die mächtigen Speicher, der Gang „hinter der Mauer“, die Tore mit den Stadtwappen und den Rosen und Gelbweigelein am Fensterchen: nicht als Ruinen stehen uns diese Denkmäler vergangener Zeit gegenüber, sie gehören zu unserer Erscheinung, sie sind das Ahnenkleid, das wir aus Pietät wie auch aus Dürftigkeit uns übergezogen haben. Jede Stadt, die sich ihr altes Gewand im ganzen unverändert bewahrt hat, legt damit Zeugnis ab, daß ihre letzte Blütezeit weit dahinten liegt. Warum zeigen die Paläste der venetianischen Nobili meist nur die edlen Formen der Renaissance? Warum die Häuser der Kaufherren Danzigs und Augsburgs nur die freiere oder ängstlichere Nachahmung dieses Stiles? Sie feierten eben ihre Glanzzeit, als die italienische Baukunst ihren Triumphzug durch den Erdteil hielt. Da hemmte der dreißigjährige Krieg das Leben der einen, da schlug die riesig anschwellende Seemacht der Holländer den anderen die Wunde. Nürnberg, Lübeck und Reval sanken um die Epoche der Reformation, jede aus anderen Ursachen, und jede behielt ihr Kleid, eine wehmütige Erinnerung an die entschwundene Glanzperiode. Doch den anderen Städten ist der Wohlstand wieder genah, mit ihm kehrt die Baulust zurück; wer tritt doch gern unter Menschen im altfränkischen, wenn auch noch so kostbaren, noch so werten Gewande! Einzelne Prachtstücke werden wohl erhalten, neu aufgeputzt, aber aus der Berührung des frisch pulstierenden Lebens gewiesen. War auch noch manches Stück gut und haltbar, der neue Rock ist doch bequemer und paßt zur Allgemeinheit. — Reval steht noch einsam und verlassen; es braucht keinen Staat zu machen; es würde ihn niemand sehen; es kann keinen machen, — das Brot ist ja nötiger als der Rock. Reval hofft freudiger und

Reval um 1500.¹⁾

Von Friedrich Bienemann.

Unser Bild gehört zum historischen Genre. Vom Grunde des livländischen Staatslebens, hinter dem sich noch bedeutendere Perspektiven eröffnen, hebt sich als Mittelpunkt unsere gute alte Stadt ab, wie sie etwa im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts da stand. Von denselben turmgekrönten Mauern umschlossen, die uns noch jetzt den Umfang des alten Reval genau bezeichnen, lehnt sie sich, vom Meere allmählich aufsteigend, an den Domberg, auf welchem das Komturgeschloß des Deutschordens mit seinen vier Türmen, über alle hinaus „der lange Hermann“, emporragt. Um die Ost- und Nordseite des Schlosses zieht sich ein Graben, an dem sich auf der heutigen Stelle das Gildehaus der Domischen Bürger erhebt, deren Wohnungen mit denen des harrischen Adels sich um die Kathedrale und den Bischofshof reihen. Vielleicht weist der Dom unter allen Bezirken der Stadt die wesentlichsten Veränderungen auf. — Unten ziehen sich von Tor zu Tor, schneiden und kreuzen sich die uns bekannten Straßen. Dieselben Kirchen, in denen wir uns versammeln, nur um einige Kapellen zahlreicher, laden zum Gottesdienst. Fast in denselben Gebäuden, wie noch heute, walten die Väter und Ältesten der Stadt.

¹⁾ Die vorliegende Skizze entstammt den sechs Vorträgen Fr. Bienemanns „Aus baltischer Vorzeit“, Leipzig, Duncker und Humblot, 1870. Sie ist ein Teil des dritten Vortrags „Der Verfall“. Möge zur Lektüre des ganzen Buches auch das fein gezeichnete Bild des alten Revals anregen, das wir hier mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers wiederum an die Öffentlichkeit bringen.

Die Herausgeber.

zuversichtlicher denn je; wolle Gott, die Hoffnung erfülle sich bald! Dann schwindet auch das alte ehrwürdige Kleid, es ward doch recht enge und drückend. Dann mahnt uns aber auch nicht jeder Gang durch die Straßen, daß diese Stadt ihren früheren Höhepunkt schon vor vierthalhundert Jahren gewonnen und verloren hat.

Vor vierthalhundert Jahren? Das war in Nürnberg die Zeit Adam Krafts, Dürers, Peter Vischers, da die Formvollendung der italienischen Künstler auch auf die Werke der deutschen Meister einwirkte. Da die äußerste Spätgotik von Motiven, die der Renaissance entnommen waren, durchdrungen wurde. Wir sind hier in unserer Architektur nicht über den Stil des vierzehnten Jahrhunderts hinausgekommen. Nur der lichte Chor von St. Olai zeigt die Struktur der Spätgotik, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert sich Bahn gebrochen. Die Formen derselben treten zuerst in Hans Pauls Gedächtnismal vom Jahre 1513 an der Außenwand der erwähnten Kirche auf; sie waren entschieden hier das Neueste; denn sie kehren nur noch 1539 am Wappenschild des großen Strandtors wieder. Um ein Jahrhundert etwa ist das Denkmal zurückgeblieben.

Mit jenem Querschnitt altdeutscher Kunst im Herzen des Vaterlandes hält die äußerste Hansestadt natürlich keinen Vergleich aus. Aber doch werfen unsere Bauwerke Streiflichter auf den Grad und die Richtung geistigen Zusammenhanges der Kolonie mit der Heimat, wie der einzelnen baltischen Niederlassungen untereinander. Hier ist dieses nicht auszuführen. Genug, wir sehen, wie spärlich und langsam uns die in Deutschland begonnene Strömung erreicht; wie der herübergelangte Tropfen keinen Anstoß zur Wellenbildung macht, sondern erstarrt. Die künstlerische Regung erstirbt zur Handwerkschablone, von der nicht gelassen wird. Andererseits sehen wir in Reval stärker als irgend sonst im baltischen Lande den Formensinn geweckt, gewiß nicht ohne Einfluß der Felsbildung des Bodens und der malerischen Umgebung. Während im übrigen Lande nur der Ton geknetet wurde, brachte hier allein der Kalkstein den Meißel zur Anwendung. Er setzte die wenn auch rohen, doch monumentalen Torbogen unserer Häuser, er schmückte die Fenster der Kirchen mit Maßwerk; er schuf das genannte Kenotaph an der Ostwand der Bremerkapelle, das einzige alte Skulpturwerk von diesem Umfange in den Provinzen, und den

Bogenfries an der Strandpforte, wie er kräftiger und schöner kein Festungstor zieren kann.

Die Tore schlossen auch in vollerm Maße als jetzt das städtische Leben ab. Keine Vorstadt füllte den Raum zwischen dem Gint und dem Stadtgraben mit den schützenden Mauern; hier und da klebten an diesen, wie am Dom, hölzerne Katen, kleine Hütten, die häufig in Feuer aufgingen. In größerer Entfernung lag das steinerne Johannis-Spital, für die Aussägigen gestiftet, später für andere Schwerfranke bestimmt, mit seinen Nebengebäuden an der Straße nach Dorpat. Mehrere Mühlen hemmten den Lauf des Flüsschens, das vom oberen See im Süden der Stadt dem Meer zueilt. Ein Pockenhaus und die Reperbahn erhoben sich vor der Strandpforte. Weiter war Fischermai, ein ansehnliches Dorf mit eigener Kirche; den Schluß der Halbinsel bildete der treffliche Wald von Ziegelstoppel. Rund um die Stadt lagen mit Landhäusern untermischt, Gärten, Felder und Weiden der Bürger, deren vielbesuchter Vergnügungsort der „Rosengarten“ vor dem großen Strandtor war, ein zur Abwehr des grasenden Viehes von einer Mauer umgebener Hügel, welcher von einem hohen weitästigen Baume in seiner Mitte beschattet wurde. Hier genoß man jeden Geschlechts und Alters freie Luft und die Aussicht über das Meer und den Verkehr im Hafen. Auch ging häufig der Becher umher, und der grüne Rasen diente zum Tanzplatz; denn den Handelsfreunden pflegte vor dem Absegeln hier noch ein ländliches Abschiedsfezt gegeben zu werden. So wurde der Ruf Revalscher Gastfreundschaft schon damals in alle Lande getragen und mit ihm paarte sich seit langem der eines blühenden tüchtigen Gemeinwesens.

Die Verfassung desselben, die Selbstregierung streng abgeschlossener, sich einander überordnender Körperschaften, hat sich bekanntlich in vielem äußerlich bis auf unsere Tage erhalten. Heute deckt sie nicht mehr das Bedürfnis, sie ist nicht mehr der Ausdruck der gültigen Lebensprinzipien. Die ständische Ordnung des Mittelalters verließ die Teilnahme am politischen Handeln einzelnen berechtigten Kreisen, die lebhaft und allgemein sich betätigten; denn der Besitz eines edlen Vorrechts weckt die Begierde, sich seiner zu bedienen und lehrt es als Pflicht erachten. Der demokratische Individualismus der Neuzeit verlangt die Gleichberechtigung aller, die sich doch nur aufs Neben beschränkt, und beim Ver-

hallen der Stimmen das Ersterben des Pflichtgefühls, das den einzelnen zum politischen Handeln treibt, zur Folge hat, die notwendig zur Herrschaft weniger hinleitet und allmählich die gleiche Nichtberechtigung aller stabilisiert. Damit wird kein Urteil gesprochen: es gilt nur die Verschiedenheit der Anschauungen von damals und jetzt zu konstatieren. — Aber auch die Verhältnisse sind in der That ganz andere geworden. Die scharf umgrenzten Berufskreise des Mittelalters wiesen einen jeden in die gebührende Genossenschaft und gaben ihm damit seinen Anteil an Pflichten und Rechten. Die wenigen Gelehrten, die nicht zu Geistlichkeit gehörten, standen im Dienste der Regierung und erlangten so den ihrer Stellung entsprechenden Einfluß. So fielen in älterer Zeit die bedeutenderen Elemente der Bevölkerung mit den zur Teilnahme am Gemeindeleben Berufenen zusammen. Aber in Fortschritt der Jahrhunderte erwachsen neue Berufszweige, die in den alten Gehegen keinen Raum fanden. Daher umfassen die berechtigten Körperschaften nicht mehr wie einst die Summe des in der Stadt vorhandenen Kapitals an Geld, Intelligenz und männlicher Tüchtigkeit. Um dieses alles dem Wohle des Gemeinwesens nutzbar zu machen, sind sie im Verständnis ihrer Aufgabe daran gegangen, die alte Verfassung nach modernen Ansprüchen umzuformen. Wie sorglich dieses auch geschehen ist, wie sehnlich wir auch die Früchte dieser Bestrebungen erwarten — jetzt wissen wir es ja: „Der Rat hat nichts mit Politik zu tun“, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Freilich anno 1500 war es anders. „Vermöge des Autonomie-rechts lag es im Geiste der deutschen Verfassung, daß jede politische Korporation, also auch jede Stadt, berechtigt war, sich selbst die Normen zur Regelung ihres inneren Lebens zu geben“ (von Brevern). Die livländischen Städte sind durch die Gunst der Verhältnisse sehr schnell zu einer selbständigen Existenz erstarkt, weil ihren Landesherren bei der gefährdeten Lage solches nur erwünscht sein konnte. So erlangten sie in wenigen Jahrzehnten, was die wichtigsten deutschen Städte nur im Laufe der Zeit erwarben und selbst das noch in größerer Ausdehnung: Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Besteuerungsrecht, Grundherrschaft, Kriegs- und Münzrecht, Reval auch noch vom Bischof die Freiheit von allen Eingriffen seiner Gewalt. Von Verpflichtungen Revals gegen den Ordensmeister ist eigentlich nur die Heerfolge, und auch sie nur in

letzter Zeit, bekannt. Der Komtur auf dem Schloß hatte über die Stadt gar keine Machtvollkommenheit. Diese übte der Magistrat aus, nur durch die Sitte und die selbstgesetzten und mit den Gilden vereinbarten Willküren beschränkt. Er ergänzte sich selbst, wie noch heute, und zwar kaum mehr aus den patrizischen oder ritterbürtigen Geschlechtern, deren es um die Scheide des Jahrhunderts noch 15 bis 25 gab, die mit den estländischen Adelsfamilien verwandt waren, wie viele von diesen aus der Stadt stammten. Doch vermag ich keine mit Sicherheit zu nennen, weil wir noch keine ausreichende Kenntnis der Revalischen Ratsglieder besitzen. Der Handelsstand war der herrschende geworden, aus dem sich allmählich eine neue städtische Aristokratie heranhildete, die jedoch den Eintritt in den Rat auch Neueingewanderten nicht engherzig verschloß. Bei ihren weitreichenden Verbindungen waren die Kaufleute auch ganz besonders geeignet, die Leitung des politischen Ganzen selbst in Händen zu halten.

Die vier Bürgermeister und der Syndikus, die vierzehn Ratsherren und der Stadtschreiber mußten ihre Augen gar offen haben; die große Gilde und die beiden Handwerker-gilden des heiligen Kanutus und St. Olaus hörten in ihren Häusern von manchen Dingen reden, die gar weit über zünftische Streitigkeiten, über unbefugtes Brauen, Verkauf vor den Toren, über die Frage, ob ein Bruder durch zu niedere Heirat sein Gilderecht verwirkt habe und dergleichen, hinaus ging. Allerdings berührten die meisten Verhandlungen das spezifische Lokalinteresse, aber dessen Grenzen waren sehr weit gesteckt. Die gesamte Verwaltung, Jurisdiktion und Verteidigung war bei dem Magistrat, nur daß der lübbische Rat als Oberhof bei Rechtsentscheidungen angesehen wurde. Die städtischen Einnahmen bestanden im Ertrage der übrigens geringen Stadtgüter und den Renten der städtischen Immobilien, als Mühlen, Buden, Speicher, Häuser, Bauplätze, in den Handelsgebühren und der zeitweilig auferlegten Akzise. Eine direkte Besteuerung kommt in unserer Periode nicht vor. Der Rat schloß auch für die Stadt Geldgeschäfte mit den Orden ab, wofür ihr Güter verpfändet wurden. — Ganz persönlich hatte er für die Wehrhaftigkeit zu sorgen. Jedem Ratsgliede war ein Tor oder Turm anvertraut, die in gutem Stand gehalten und mit der gehörigen Menge Geschüßes und Mannschaft besetzt sein mußten. Auch zogen sie selbst ins Feld und hatten, zuweilen gemeinsam mit den

Älterleuten der Gilden, die Vertretung ihrer Gemeinde auf den zahlreichen Hanse-, Land- und Städtetagen.

Welch ein belebender, kräftigender Einfluß strömte von dem regen Verkehr unter den Städten Livlands auf sie zurück! „Schon daß die Zusammenkünfte nicht einzig an einen oder zwei Orte, nicht einmal an die vornehmsten im Lande gebunden waren, unterhielt überall hin Teilnahme und tätigen Eifer für die gemeinsame Sache. In allgemeinen Angelegenheiten der Städte waren Riga, Reval und Dorpat fast ebentüchtig; jede von ihnen ist mächtig, die anderen zur Beratung zu berufen. Doch finden sich ebenso häufig Städtetage zu Pernau oder zu Wolmar erwähnt; auch wohl zu Fellin oder zu Wenden. Kaum eine Stadt ließe sich nennen, die nicht wenigstens einmal als mitvertreten verzeichnet wäre. Norm und Form der Beratung und Befendung waren nicht ängstlich gemessen. Mitunter bleiben die Sendboten lange beieinander und korrespondieren noch während der Tagssatzung mit dem Räte ihrer Städte, empfangen nachträglich Instruktionen und Antwort auf ihre Fragen. Mitunter in dringenden Angelegenheiten treten sie vollmächtig auf, nicht nur um zu beraten, sondern um zu beschließen, und was sie beschlossen, bindet die Städte. Teils sind es äußere Angelegenheiten, Ordnungen und Interessen der Hanse, teils innere Fragen, einheimisches und städtisches Recht, welche den Gegenstand der Beratung und Beschließung bilden. Eine Folge unter vielen dieses festen Zusammenstehens war es, wenn die livländischen Städte frühe mitentscheidenden Einfluß auf die Frage über Krieg und Frieden mit Rußland erlangten; nicht selten beraten ihre Gesandten ausdrücklich darüber.“¹⁾

Wie groß mußte da die politische Ausbildung vor allen bei den Gliedern der Ratskorporation werden! Ihr Gesichtskreis mußte sich notwendig weit über das innere Leben der Stadt hinaus erweitern. Denn nicht allein die Verhältnisse zur benachbarten Ritterschaft, zum Landesherrn, zu den Schwesterstädten, zur ganzen inneren und äußeren Politik Livlands mußten erfaßt werden, — sondern auch die kommerziellen und politischen Beziehungen zu den Nachbarn waren zu betrachten, da die Verbindung mit der Hanse auch die livländischen Städte, wenn auch

¹⁾ Dorpater Tageblatt, 1863, Nr. 91.

nicht immer zum wirksamen Eingreifen in die Verhältnisse des Nordens, so doch zur Berücksichtigung derselben, führen mußte.¹⁾ Und die Teilnahme an solcher Stellung verdankte Reval seinem Handel. Ja, damals kamen die Schiffe zahlreich in den Hafen, die großen weitbauchigen Roggen die bald zum Kriege ausgerüstet werden konnten, die kleineren Schnicken, die Kreyer, die die gewöhnliche Fahrt nach Lübeck besorgten, die schnellsegelnden Schuten, wie sie zur Küstenschifffahrt nach Wiborg und Schweden gebraucht wurden. Da löschten sie ihre Ladung: Salz, Früchte, Hopfen, Heringe, Wein, der stark nach Rußland geführt wurde, und über dessen Verfälschungen die Russen wohl mit Recht klagten; denn man hielt in Danzig einen „Ruschen Wein“ besonders zum Export der Revaler bereit; ferner Eisen, englisches und flandrisches Tuch, Leinwand, auch farbige Kleider, mannigfaches Gerät. Andere Schiffe nahmen die Rückfracht ein. Von besonderer Wichtigkeit unter den Landesezeugnissen waren die aus dem rohen Hanf gefertigten Fabrikate. Reval stand in dem Ruße durch eine sorgfältige Brate dahin zu wirken, daß zum Garn nur auserlesene gute Hanfschede genommen wurde; es war noch ins sechzehnte Jahrhundert hinein den Danziger Kiepern verboten, Stricke und Schiffstau anders als aus dem aus Reval eingeführten Garn zu verfertigen.²⁾

Ein alter Spruch, der verschiedenen norddeutschen Städten ihre Stelle im Handelsbetrieb zuweist, nennt Reval ein Hanf- und Butterhaus, Riga ein Flachs- und Wachshaus.

Lastwagen brachten die Schätze der Speicher zum Hafen und führten neue Ladungen heim. Messer und Träger, wahrscheinlich vereidigt, waren auf dem Bollwerk in Tätigkeit. „Brotknechte“, Kommiss, wahrten die Interessen ihrer Prinzipale. Geschäftige Makler drängten sich durch das Gewühl zu den Handelsherren, die durch den oft reich geschmückten Kaufmannsgürtel, der die Barschaft borg, und durch ihren Siegelring und der Hausmarke, dem gültigsten Ausweis ihrer Person, kenntlich

¹⁾ Vgl. hierzu: von Brevern, Die politische Stellung der livländischen Städte im Mittelalter. I. c. W. Arndt, Beiträge zur Geschichte des Rats zu Reval, in von Bunge's Archiv, III.

²⁾ Dr. Th. Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte. Leipzig 1858. S. 198.

war. Fröhlich jauchzend zogen in einzelnen Trupps die Schiffskinder, so hieß die Mannschaft, in die Tavernen, den Halblohn, den sie bei vierzehntägiger Rast im Hafen empfangen, in Revaler Brodhahn oder dickem schwarzem Danziger Topenbier zu vertun. —

Reval selbst trieb auch lebhafte Reederei. Schon 1234 wird des ersten Revaler Schiffes gedacht, und zwar in rühmlichster Weise. Als Waldemar II. von Dänemark wieder einmal die Mündung der Trave gesperrt, um den Zuzug der Pilger nach Livland zu hemmen, soll es einem Revalischen Schiffe gelungen sein, zuerst die Ketten zu sprengen und den Ausgang zu erzwingen, wofür der Stadt völlige Freiheit von Abgaben in Lübeck zuteil wurde. Diesen Zusammenhang mit Lübeck und den anderen norddeutschen Städten haben Riga, Dorpat und Reval immer gewahrt; ihre Handelsgilden wurden früh wesentliche Mitglieder der Gesellschaft des gemeinen deutschen Kaufmanns zu Wisby, der durch ihre Vermittlung den näheren und sicheren Landweg nach Nowgorod ziehen konnte. Im Herbst und im Frühling, gewöhnlich mit der ersten und letzten Schlittenbahn, aber auch auf den Sommerwegen, setzten sich die Handelszüge von Riga und Reval aus über Dorpat und Narva nach Pleskau und Nowgorod in Bewegung; oder es wurde auch die Düna aufwärts Pologz und Smolensk besucht. Auf dem am Wolchow gegründeten deutschen Hofe erlangten die livländischen Städte im Jahre 1363, also um die Zeit, da der mächtige Hansabund sich eigentlich erst konstituierte, das Recht ein besonderes Quartier zu bilden, ein Zeugnis ihres inzwischen gestiegenen Einflusses, der sich immer mehr hob, weil bei den zunehmenden politischen Wirren sie und der Orden allein den Handel in Nowgorod zu schützen vermochten, so daß sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die oberste Leitung in die Hand bekamen, und der Rat zu Dorpat im Jahre 1410 das Kontor ermahnen konnte, sich allen Satzungen zu fügen, welche die livländischen Städte miteinander beschloffen.

Wenn der Verkehr mit Rußland auch immer der Lebensnerv ihres Handels gewesen, so stellten die Revaler doch auch ihre Schiffe zu den Flotten, welche von Danzig aus die westeuropäischen Häfen besuchten. Namentlich die „Baifahrten“ wurden nur in großer Zahl unternommen. Das Ziel war ein kleiner Hafenplatz an der Bucht von Bourgneuf, südlich von Nantes, wo nicht nur eine Schifferstation der Hansaatlen,

sondern auch Faktoreien anderer Nationen sich befanden, so daß hier ein Hauptstapel der Waren Frankreichs, Spaniens, Portugals, auch Genuas erwachsen war. Weiter als nach Bordeaux, an die galicische Küste, höchstens bis Lissabon sind die Hansaschiffe wegen Gefahr vor englischen und biscaijischen Seeräubern nicht gegangen. Reval und Riga haben gerade in jenen Gewässern von ihnen zu leiden gehabt. Erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wurde infolge des zunehmenden ozeanischen Verkehrs die Schifffahrt gesicherter.

Doch darf man sich um dieser Beschwer willen den Handel der zurückliegenden Jahrzehnte durchaus nicht zu roh denken. Der Eigenhandel war immer mehr und mehr abgekomen. Man kannte die reichhaltigste Korrespondenz, die Kreditive und den Diskonto, die verschiedenen Wechsel. Es wurden Handelsgenossenschaften, Matschapien nach allen Seiten hin geschlossen, nicht mehr in der alten einfachen Weise, daß Kaufleute eines Ortes ein Schiff nach einem anderen Orte gemeinsam befrachteten und Gewinn und Verlust teilten, sondern mit Kaufherren verschiedener Städte, am häufigsten zwischen Brügge, Danzig, Lübeck, Riga und Reval.

Zwanzig rigaische Handelsbriefe aus dem Jahre 1458, die sich im Danziger Stadtarchiv befinden, sind ganz vorzüglich geeignet, über die Natur dieser Genossenschaften ein richtiges Verständnis zu eröffnen. In der Hauptsache enthalten sie in der Regel ein Verzeichnis der über- sandten Waren, Nachricht über die Preise, zu denen sie zu verkaufen, eine Anweisung, wie sie aufzubewahren, ob die Nimmessen in Geld oder in anderen Waren zu machen, oder nach welchen Orten die unverkauft gebliebenen Güter zu versenden seien. Dazwischen sind politische, merkantile und Familiennachrichten eingestreut, Bemerkungen über die am Orte geltenden Warenpreise, über die Aussichten zum Steigen oder Fallen derselben, Klagen über schlimme Schuldner, betrügerische Freunde, Gratulationen zu Hochzeiten, Witterungsberichte, Bestellungen eines Bildes oder anderen Kunstproduktes, oder auch — doch der Schreiber mag selbst zu seinem Freunde in Brügge reden:

„Philippus, guter Freund, so sende ich Euch einen Jungen mit dem Schiffer; der ist meines Bruders Sohn und heißt Arnd; tut wohl und bringt ihn unter bei einem Priester, bei dem es ihm wohlgehe, daß er lerne, wovon Ihr meint, daß es ihm nützlich sei, unserer Lieben Frau Zeiten lesen, und die sieben Psalmen und andere Gebete, daß er schreiben

und lesen lerne. Ich bitte Euch ja mit zuzusehen, daß er im Zwange gehalten werde, daß er seinen Willen nicht kriege; wessen er bedürftig ist, da tut wohl und kauft es ihm und schreibt es auf meine Rechnung.“¹⁾

Teils als ein Ausfluß der innigen Wechselbeziehungen unserer Städte mit den norddeutschen, teils als ein Symptom zwischen ihnen beginnender Rivalität sind die Schwarzenhäupter zu betrachten, deren Ursprung gerade hier in Reval sich klarer nachweisen läßt, wie das bekanntlich neuerdings und in unumstößlicher Weise getan ist.²⁾

Schon die vier Reliefschilder unter den Fenstern des ersten Stockes des Schwarzenhäupterhauses, die Wappen der vier großen Kontore der Hanse zu Brügge, Nowgorod, London und Bergen darstellend, deuten auf den Zusammenhang jenes Bundes mit der Gesellschaft. Die einzelnen Glieder derselben waren Ausländer, nur zeitweilig ansässige Gäste, sogenannte Lieger, welche die Procura für ein auswärtiges hanseatisches Haus führten, als dispositionsfähige Gehilfen eines Kaufmanns, die, durch eine Vollmacht desselben beglaubigt, für ihn Schulden einziehen, Prozesse führen und Handelsgeschäfte abschließen konnten. In ihrer Gesamtheit hatten sie das Interesse des ganzen Hansabundes, wie ihrer speziellen Heimatstadt — es waren besonders Lübeck, Hamburg, Bremen und Köln vertreten — gegen etwaige Beeinträchtigungen der livländischen Städte zu wahren. So sind die Revalschen Schwarzenhäupter, wie wohl auch die rigaischen und dörptischen, obgleich mitten in einer Stadt, die sich selbst zum Hansabunde zählte, doch in der Tat als eine Art auswärtigen Kontors der Hanse zu betrachten. Die Notwendigkeit eines solchen Instituts gerade einzig in Livland dürfte durch den Hinweis darauf einleuchten, daß die Anfänge der Verbrüderung mit dem beginnenden Übergewicht der livländischen Städte im russischen Handel, also um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zusammenfallen. — Wie jede, selbst nur auf kurze Zeit gebildete, Genossenschaft im Mittelalter gleich eine gesellschaftliche Organisation gewann, so ist dieses Moment auch bei den Schwarzenhäuptern besonders stark ausgebildet und endlich, als Reval mit dem Anschluß an Schweden aus der Hanse schied, allein erhalten worden.

¹⁾ Hirsch, l. c. S. 229.

²⁾ Ed. Pabst, Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, I, 1. Reval 1868.

Die Renovation des Schwarzenhäupterhauses vom Jahre 1597, welche die Haustür und den Giebel mit der in Reval im sechzehnten Jahrhundert einzig dastehenden Renaissanceform schmückte, läßt vermuten, daß die Mitglieder noch durch das ganze Jahrhundert überwiegend Ausländer gewesen sein werden.

Wie unsere Städte einer anderen beschleunigteren Entwicklung genossen, als sie in Deutschland zu sein pflegte, so sahen wir sie auch in den hanseatischen Beziehungen eine Sonderstellung einnehmen, die sich ganz und gar aus der Lage des Landes ergibt. Rußland war das einzige Handelsgebiet der Hanse, das sich ihrer Schifffahrt nicht offen darbot und dadurch nicht allen Hansagliedern in gleicher Weise zur Goldgrube wurde. Hier allein traten die entgegenlaufenden Interessen des Teiles und des Ganzen sich schon früh gegenüber. Riga, Reval, Dorpat mußten um ihrer Selbsterhaltung und ihres Gedeihens willen in die Geschlossenheit des imposanten deutschen Bürgerbundes den ersten Keil treiben, der ihn wohl lockerte, aber im Zurückfallen gerade unsere Stadt mit einem Schlage traf, der ein chronisch gewordenes Leiden gefolgt ist.